Münster 1935 No/2 Phil DiSS

Germanistik

Das zeitgenössische Romanwerk Ernst Wiecherts

INAUGURAL-DISSERTATION
zur Erlangung der Doktorwürde der Hohen
Philosophischen u. Naturwissenschaftlichen Fakultät
der Westfälischen Wilhelms-Universität,
zu Münster i. W.

Vorgelegt von
HANS CRAMER
aus Bochum-Langendreer

1934

Buchdruckerei Theodor Cramer, Greven i. Westf.

Germanistik

Das zeitgenössische Romanwerk Ernst Wiecherts

INAUGURAL-DISSERTATION
zur Erlangung der Doktorwürde der Hohen
Philosophischen u. Naturwissenschaftlichen Fakultät
der Westfälischen Wilhelms-Universität,
zu Münster i. W.

Vorgelegt von
HANS CRAMER
aus Bochum-Langendreer

1934

Buchdruckerei Theodor Cramer, Greven i. Westf.

Tag der mündlichen Prüfung: 5. Juli 1934

Dekan: Prof. Dr. Dr. theol. h. c. Baumstark
Referent: Prof. Dr. G. Müller

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinen lieben Eltern

Ernst Wiechert ist kein sozialer Schriftsteller. Auch ihm ist die gegenwärtige [1]) Welt in der Krise, mehr noch, sie ist in der Sünde. Aber er sieht die Mängel nicht erstlich, noch weniger ausschließlich in Unvollkommenheiten des Apparates der Daseinsfürsorge für alle. Ihn ergreift zornig eine erkannte Krise des Menschseins. Der Masse der Menschen fehlt das spezifisch Menschliche, das hinausgeht über das — zudem unkenntlich verzerrte — animalische Nur-Triebsein und das mechanische Nur-Funktionsein; [2]) ihr fehlt die Beziehung „zu den ewigen Dingen, zu Gott, zur Erde, zur Liebe, zum Schicksal." [3])

Diese Krise ist nicht erzeugt oder bedingt durch Hineingestelltsein des Einzelnen in eine bestimmte soziologische Situation. Wiecherts Helden finden sich unter den daseinstechnisch Enterbten, den Armen und Ungebildeten, wie sich seine „Leichen" auch unter den „besser" Eingeordneten beider Artung finden. Und doch ist ein von äußeren Umständen nicht ganz unabhängiges Moment ausschlaggebend für die Möglichkeit des Menschseins, wie seine Helden es leben: Beziehung zu der Natur. Die Natur ist die Erweckerin und Bildnerin der menschlichen Seele, der spezifisch deutschen Seele der Wald, ihre mythenträchtigste Offenbarung. Daher ist den positiven Erziehern der werdenden Menschen das erste selbstverständliche Tun, diese dem Walde zu überlassen, zu dem sie instinktiv hinfinden und ein primitives, mythengefülltes Verhältnis gewinnen. Der Waldmythos körpert sich in Gebilden wie dem „Grauen Männlein" oder dem „silbernen Tier", das über die Bäume fährt, oder in „Welarun" oder auch in der „Legende vom letzten Wald" schon in Christus. In dieser Legende wird erzählt, wie bei der blutigen Tötung des letzten Waldes Christus an der Spitze der vertriebenen Tiere die Menschen verläßt und sie in einer schuldhaft von ihnen selbst entgotteten Welt als Verdammte zurückläßt.

Hier wird eine Station des Weges sichtbar, auf dem Wiechert Christus in seinen Naturmythos hineinzieht, mythologisiert,

---

[1]) Das ist die deutsche Welt vor dem Umbruch.
[2]) vgl. Jaspers: Die geistige Situation unserer Zeit. (s. L.-N.)
[3]) Entnommen einer Buchbesprechung Wiecherts. „Die Literatur" 31/32. S. 294.

legendarisch. Eigenartig ist Wiechert später noch mit Betonung christusfeindlich. In der „Literatur" (Jg. 30/31 S. 609 f.) schreibt er unter der Ueberschrift „Glaube und Dichtung": „Christus wußte nicht von den Tieren, aber Gott weiß von ihnen. Christus wußte nicht von den Wäldern, aber Gott weiß von ihnen. Christus weiß von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit, aber nur Gott weiß von den Erniedrigten und Beleidigten in der Obrigkeit Namen und dem Recht des Ungehorsams gegen sie." In der angeführten Legende ist Christus gerade anders gesehen, als der Leidende solidarisch mit dem beleidigten Wald und den verfolgten Tieren. Hier wird die Wiechert charakterisierende Spaltung sichtbar, die Spaltung eines Menschen, der in Natur und Heimat seine Wurzeln spürt, und zugleich die wurzellose liberalistische Bildung erfahren hat. In vier Epochen in Wiecherts Entwicklung, die hier später nach vier Stiltypen benannt werden, wirkt sich diese Spaltung und Spannung in Verhältnisverschiebungen jeweils anders aus. In dem Zeitschriftenbeitrag spricht der liberale Denker mit Naturemphase, in der Legende der intuitive Dichter, der Wahrheiten weiß, die der Verstand nicht erkennt. Auch in „unverschüttetem" intuitivem Schaffen kommt Wiechert in einem Jugendwerke („Der Totenwolf") zu einem Kampf gegen Christus, aber dieser Kampf hat eine wesentlich andere Haltung. (s. die betreffende Analyse.)

Gottgläubigkeit ist in Wiecherts Werk immer; für ihre Artung ist charakteristisch, was er in dem schon oben angeführten Beitrag sagt: „Gott hat viele Kleider, gleichwie viele Wohnungen in seinem Reiche sind, und es ist nur nötig, daß er der ‚Verhüllte' ist und sie (die Dichter) ihre Hand ausstrecken, um seinen dunklen Mantelsaum zu berühren." Charakteristisch ist sowohl die betonte Liberalität wie die abgelehnte Begrifflichmachung und das ahnende Erfassen.

Helden des Vordergrundes sind nur Männer. Es gibt große, beseelte Frauen bei Wiechert; aber sie haben kein eigengültiges Leben. „Euch (Männern) gehört die Gegenwart, ihnen (den Frauen) gehört die Zukunft, das kommende Geschlecht." (Der Totenwolf, S. 129) Daher sind die Frauen weniger exponiert und auch nicht so erbarmungslos von dem gefährlichsten Krisenmoment, dem Mechanismus, bedroht, da sie immer in lebendiger, gefühlter Verbindung mit der Natur stehen, primitiver sind. Das Leben der Frauen ist mehr Liebe, Liebe zu Menschen und zu Geschlechtern, in deren Kette sie stehen. Das Leben der Männer ist mehr Kampf um mit dem Werk Wiecherts sich entwickelnde Ideale.

In der Beziehung der Geschlechter zeigt sich auf eine deut-

liche Weise, wie weit sich Wiechert auch noch trotz Christusmythos und lastenden Bibelsprüchen aus der christlichen Sittenlehre heraushält. Seine Helden sind rousseauisch gut und dürfen ihrer unverbildeten Natur, die im Rahmen der großen Natur herangereift ist, hemmungslos folgen. Sie sind reine Menschen, Uebermenschen gegenüber ihren städtischen Mitmenschen, und gefährlich zeichnet sich die These ab: Dem Reinen ist alles rein. (Totenwolf, Kleine Passion).

Es gibt deshalb hier so wenig wie an anderer Stelle seelische Konflikte und Entscheidungen. Wolf Wiesendahl und Johannes Karsten, Frau Agnete und Frau Gina sind schöne Seelen und schöne Charaktere. Sie können nichts tun als das, was sie als richtig nicht erkennen, sondern wissen. Es gibt immer nur einen Weg. Männer und Frauen tragen keine Schuld und keine Reue. (Der Roman der Unsicherheit um Andreas Nyland hat eine gesonderte Stellung). Sie sind nicht tragische Figuren, sondern sie sind „Leidgezeichnete". Sie leiden an der entnatürlichten Welt. Wolf und Johannes verachten oder hassen diese Welt unerbittlich. In den Novellen begegnen andere, die das kernbildende Ereignis in eine leidbringende Erkenntnis der Unzulänglichkeit des so geordneten Seins hineinstellt. Sie sind aber doch so in ihm verwurzelt, daß sie nur zu einer kurzen entscheidenden Tat kommen, die ihr Dasein beendet, oder daß ihre lebendige Stunde überspült wird von den falschen Realitäten oder in sie wieder mündet. (Hauptmann von Kapernaum. Der Silberne Wagen. Der Mann von 40 Jahren). Jürgen Doskocil leidet an der Welt als ein Christ.

Vieles trifft zusammen, um den Komplex Romantik ins Bewußtsein zu rufen. Romantisch-ironisch, zuweilen gar relativistisch, ist auch die Art der ersten Romane, andere Möglichkeiten zu zeigen, vor allem aber dabei doch die sture, subjektive Einseitigkeit, die R. Hamann von den Romantikern so aussagt: „Dieses Ideal aber, das sie eigentlich für sich selbst setzen, pflegen sie zu verallgemeinern, als das Ideal überhaupt hinzustellen. Unwillkürlich wächst ihnen die Richtschnur ihres persönlichen Handelns zu der menschlicher Lebensführung überhaupt aus." Deshalb wird diesen Menschen die Natur zur Zuflucht, weil es ihr gegenüber ihnen nicht einfallen kann, Forderungen zu erheben. Denn sie kann nicht anders sein, als sie ist. Aber während die Romantiker der nachpietistischen Zeit weich und empfindsam zur verstehenden Natur flüchteten, zieht sich ein romantischer Held Wiecherts erbittert und dräuend von den Menschen zurück und verbrüdert sich dem Walde, ihn in pathetischem Haß diesen Menschen vorenthaltend. Das ist der

Katechismus, den ein solcher Enttäuschter für seinen jungen Neffen bereit hält. „Gott? Im Walde. — Seligkeit? Im Walde. — Treu? Der Hund. — Sicher? Die Büchse. — Ewig? Der Haß."

Diese Trutzgemeinschaft mit der Natur in romantischer Weltabkehr ist gegründet auf tatsächlichem Naturgefühl, nicht abstrakt und spekulativ auf der Idee der Natur. Wald und Moor, Feld und Heide nehmen als menschenbildende Elemente wie als ästhetische Dekoration einen breiten Raum in Wiecherts Werk ein. Die Natur ist erlebt in mystischer Partizipation, wie sie uns seit Rilke vertraut ist. Die Darstellung ist adäquat und versagt auch nicht gegenüber der dem Ostpreußen fremden, javanischen Landschaft, die in der „Geschichte eines Knaben" (Novelle) unheimlich Gestalt gewinnt. Doch ist dort die Mythologisierung zu einem menschlichen, psychologisch erklärten Heimweh geworden.

Der Mann-Weib-Eros ist „moralinfrei"; aber er ist nicht herrschend. Nur einige Frauen erleben in ihm die ganze Natur in einer primitiven Animalität. Das mag dazu verführt haben, von Panerotik bei Wiechert zu sprechen. Aber die primitiven Seelenschichten, die — ein elementarstes Romantikum nach Hübeners Theorie — bei Wiechert in ihrer reinen Bewahrung Stimulans und Rechtfertigung des Handelns der guten Menschen sind, sind nicht erschöpft mit dem Sexualeros. Sie schließen ein das Wissen um das brüderliche Eingeordnetsein in die ganze belebte und unbelebte Natur und die unbewußte Vergeistigung, Mythologisierung dieses Verhältnisses. Ausgeschlossen bleiben aus diesem Kreis in den ersten Romanen die naturverlorenen Menschen der Masse, während in dem legendarischen Roman vom Fährmann Jürgen Doskocil auch die Menschen einbezogen sind, gute und schlechte. Das Leben wird deshalb nicht kampflos, aber der Kampf ist wie in der Natur und wie im Krieg ohne Haß, wenn auch — wo unvermeidlich — kraftvoll durchgeführt.

Man kann schon von einem Eros reden, der das Werk Wiecherts panisch durchwaltet; aber dann muß man das Wort von seiner Einengung auf das Mann-Weib-Verhältnis befreien. Die Helden Wiecherts leben in einer Gehaltenheit, deren Spannung erzeugt und bewahrt wird durch das Verwobensein mit der Natur. Das, was diese Helden als B e s o n d e r e erscheinen läßt, sie unterscheidet von dem vegetierenden Bürger, ist der gemeinte Eros. Er erwächst aus Geist und Seele und der natürlichen Lebendigkeit; er ist bezogen auf Weib, Natur, Volk — ohne deutliche Unterscheidung.

Es ist methodisch fruchtbar für die Greifbarmachung des Romanwerkes Wiecherts in unserem Sinne, zur Hilfe die von

Broder Christiansen aufgestellten und analysierten Zeitstile heranzuziehen („Das Gesicht unserer Zeit"). Vier Stile, die Christiansen V-Stil, G-Stil, H-Stil, M-Stil nennt, überschneiden sich, lösen sich ab in der Dominanz, klingen zusammen in einer Gegenwart. V bedeutet den vorgestrigen, G den gestrigen, H den heutigen und M den morgigen Stil. Auf die Goethezeit angewendet, würde entsprechen V der Aufklärung, G dem Sturm und Drang, H der Klassik, M der Romantik. Auf unsere Zeit (d. h. 1929) angewendet (ohne hier billige Parallelen ziehen zu wollen) V dem Impressionismus, G dem Expressionismus, H der neuen Sachlichkeit; alle „in etwa". M-Stil mußte Christiansen 1929 noch erschließen. Wir wissen heute soviel, daß er dem entspricht, was sich als Ausdruck unserer neuen Zeit erweisen wird, und müssen aus der schon jetzt möglichen Schau zugeben, daß Christiansen viele Züge des zur Dominanz kommenden Stiles intuitiv richtig geschlossen hat. Als ein Produkt mit vieler Detailkenntnis gespeister Intuition muß überhaupt das Buch Christiansens eingeordnet werden. Von Nutzen ist es in einer wissenschaftlichen Arbeit, wegen einiger sehr glücklicher Sichten, wie mir seine Vierteilung z. B. brauchbarer zu sein scheint als etwa die von Naumann noch beibehaltene, und wegen der Bereicherung der Ausdrucksmöglichkeit.

Wesenselement unseres V-Stils ist Negation und Zerlösung, sein Gewinn die Nuance. — G-Stil ist als Reaktion stürmische, bejahende Lebendigkeit. Auch er erscheint aufgelöst, aber er ist es nicht im Vergehen, sondern im Werden. Er gelangt zu keiner gekonnten Objektivierung, da die Masse des Könnens nicht überschaut werden und das Wollen grenzenlos ist. — „Können" wird demgegenüber für den H-Stil Prinzip. Alles, was sich dem nüchternen Können entzieht, unübersehbar ist, alles Irrationale vor allem, wird tunlichst übersehen oder materialisiert. Stiltypisch ist der auf den Sexus reduzierte Eros; die Mode der kurzen Kleider, Prägungen wie Sex Appeal sind dafür symptomatisch. H-Stil ist nivellierend und demokratisch. Sachlichkeit des Urteils wird zu Wertneutralität. Die Tropfenform wird vorbildlich als größtmögliche Vermeidung von Widerstand. Die Transzendenz ist ersetzt durch Ideale diesseitiger Glückseligkeit in einem verfeinerten Materialismus. — Der M-Stil entsteht aus einer Synthese von G- und H-Stil. Er hat die größere Affinität zum G-Stil, dessen Wollungen er aufnimmt, aber er ist zu Leistungen befähigt durch die Schulung des Könnens in der Sachlichkeit. Die Entwicklungsgeschichte des Dritten Reiches bietet sich zur Bildhaftmachung an. Wie der M-Stil dem G-Stil, so ist der H-Stil mehr dem V-Stil verwandt.

Christiansen bezeichnet die Stile als wertneutral. Man wird darin einen Zug eigener H-Stil-Befangenheit sehen dürfen. Hier dagegen wird die Höherbewertung unseres G- und M-Stils nicht geleugnet. Denn Bejahung steht über Verneinung, auf Werte ausgerichtetes Können über Können, das nur dieses sein will. Uebrigens unterläuft die gleiche Wertung auch immer wieder dem Autor, wenn er auch doktrinär zu dem ne utrum sich bekennt.

Für die Betrachtung jedes zeitgenössischen Denkens und Wirkens bietet vortreffliche Handhaben das kleine Buch von Jaspers: Die geistige Situation der Zeit. Zwar ist auch es seit Anbruch des Dritten Reiches „überholt" in vielen seiner Deutungen. Trotzdem bleibt der in ihm niedergelegte Situationsbericht wertvoll und aufschlußreich für das Verständnis unserer neuen Zeit, die ja doch ein Kind der Vergangenheit ist, wenn auch anders als vorausgesehen. Wiechert selbst ist in der von Jaspers beschriebenen Situation ein Wegbereiter dieser jungen Zeit, schon von allem Anfang an ein Rufender in der Wüste und ein Kämpfer contra torrentem. Bei ihm ist vieles von Jaspers Geschaute aufzuspüren, aber er wirkt mit durch Ueberwindung seiner Situation, daß die Zeit ihr eigenes, von dem Philosophen entworfene Bild überholt. Die Zeit als Geschehen ist ja ein Produkt der lebendigen Zeitgenossen, und Wiecherts Entwicklung ist ein mitformender Ablauf im Zeitwerden.

Was Jaspers als den dem Zeitalter adäquaten Gedankenbereich behauptet, ist auch der Bereich des gestaltenden Fragens und Antwortsuchens des Dichters. „Nicht mehr die offenbarte Gottheit, an der alles hängt, ist das erste, nicht die Welt, welche besteht, sondern das erste ist der Mensch, der doch mit sich selbst als dem Sein sich niemals abfinden kann, sondern über sich hinaus drängt." (J. S. 129). „Das Sein des Menschen selbst zu sehen" (S. 140), ist auch Wiechert bemüht; doch erkennt er schon sehr bald die transzendentale Bezogenheit dieses Seins, in den Büchern, die deutlich dem G-Stil zugehören (eben auch, indem sie ihn mit heraufführen. „Der Totenwolf", „Der Knecht Gottes Andreas Nyland"). Latent ist diese Bezogenheit immer bewußt, aber es ist typisch, daß sie in den Büchern, die wir auch anderer Merkmale wegen dem V- und H-Stil zurechnen, nicht besonders aktualisiert wird. („Die Flucht", „Die Kleine Passion", „Jedermann"). Der Held des letzten, M-Stil-nahen Romans („Die Magd des Jürgen Doskocil") ist wieder ein „Knecht Gottes".

„Ausdrucksverstehen ist die eigentliche Quelle der Anthropologie", sagt Jaspers (S. 140) und weist hin auf Physiognomik,

Mimik, Graphologie und Kulturmorphologie. Dem entspricht in Wiecherts Werk der bedeutende Platz, den die Gebärde einnimmt. Einer klaren Analyse ist diese Tatsache sehr hinderlich, da die Gebärde sich ihr entzieht; denn sie ist in ihrer großen Form Ausdrucksvermögen, das das Wort nicht mehr ersetzt, sondern über es hinausgeht. Die Gebärde ist wesentlich irrational. Sie vermag Psychoanalyse zu sublimieren bis zur Unaussprechlichkeit.

Indessen hat Anthropologie in der philosophischen Terminologie eine Bedeutung, die es nicht geeignet macht, die ganze Problematik Wiecherts zu benennen. Was Jaspers Existenzphilosophie nennt, würde seinem dichterischen Schaffen besser entsprechen. Ein Abgleiten zu jener Anthropologie, die typisch eine relativistische (!) Rassetheorie repräsentiert, ist in der „Kleinen Passion" (H-Stil) zu bemerken. Dort wird eine Vergleichung mit der Psychoanthropologie des L. F. Clauss möglich.

In dem Buch Günther Gründels: „Die Sendung der jungen Generation" ist wie in dem Buch Jaspers' Situationsbericht und Prognose, dieses Mal aber von einem jungen Zeitgenossen. An Hand dieses Buches wird sich erweisen lassen, wie lebendig Wiechert in dem Drängen der „jungen Generation" darinsteht, die das Dritte Reich heraufgeführt hat. Daß auch bei Gründel, wie die Ereignisse lehren, Fehldeutungen sind, nimmt seinem Werk ebenfalls nicht die Brauchbarkeit für unsere Zwecke.

Das aktuelle Zeitgeschehen aber ist selbst für den Mitlebenden ein Buch, das in Reden, Erlassen, Maßnahmen, Verhaltungen und typischen Prägungen lesbar ist. Ein Schlüssel zu verständlicher Lesung ist Hitlers „Mein Kampf". Aber das geschriebene und politisch objektivierte Werk des Führers sind nicht einfach verwendbar als Gegenstück einer „objektiven" Vergleichung. Der vergleichende Verfasser ist in dieses Gegenstück ja einbeschlossen; er ist als Nationalsozialist und gläubiger Christ auf bestimmte Verhaltungen bei Betrachtung deutscher Wirklichkeit, wie sie doch auch die deutschen Bücher Wiecherts sind, festgelegt und befreit von jener liberalen Objektivität, die wurzellos ist. Deshalb sind die Analysen kritisch.

Literarästhetische Fragen berührt die Arbeit nicht.

„Die Flucht". 1916

Zwischen einem Seienden und einem Seinsollenden bewegt sich der erste Roman Wiecherts. Das, was ist, ist in ihm in klaren Linien — weil von einem Gegner — gesehen und mit boshaftem Humor in seiner Unzulänglichkeit dargestellt. Wenn trotzdem neben der sprühenden Bosheit Ironie steht, so deshalb,

weil das gegengestellte Ideal sich nicht bewährt, auch unzulänglich ist. Wiechert ist wie einer, der den Kaiser bekämpft und doch sich zugestehen muß, daß sein Gegenkaiser zwar guten Willens ist, aber doch schließlich auch seiner hohen Aufgabe nicht gewachsen. Die andere, der bestehenden entgegenzuhaltende Welt zerbricht so kläglich, daß am Ende Selbstmord, Strecken der Waffen steht. Dieser Roman heißt „Die Flucht".

Die gegebene Welt ist das Vorkriegs-Deutschland, der besondere Ausschnitt das Kollegium einer höheren Schule. Die agierenden Personen sind fast alle wie der Held Peter Holm Oberlehrer.[4]) Eigendünkel und Phrase, erbärmlich gewordene Konvention, die gemeinsame Schwächen tönend macht, menschliche Kleinheit und Kleinlichkeit und Blöße, das zeigt sich in Rede, Handlung, Gebärde. Das Komische ist mit großer Sicherheit gesehen und herausgestellt, aber nicht von einem objektiven Humoristen, sondern von einem befangenen, erbitterten Kritiker.

Das Charakteristikum der ganzen geschilderten Clique ist menschliche Enge. Es sind da einige weiße Raben, die sich mit Musik, Humor oder theoretischem Pessimismus in dem Kreise gesund halten. Peter Holm begegnet einer Frau, durch die er sein Menschentum bewahren zu können hofft. Frau Lenore, die Gattin eines zotenreißenden Kollegen, stirbt. Am Tage ihres Todes verläßt Holm den Dienst und die Stadt und geht einsam in die heimatlichen Wälder Masurens. Hier läuft der Versuch, ein Leben selbständig „menschlich" zu formen. Die Heimat soll helfen, Bauernarbeit, die mit der Erde verbindet, und die Abgeschlossenheit von den vielen Menschen. Nach glücklich scheinendem Beginn gelingt es einer schönen Frau, ihn sinnlich ganz zu fesseln und einen Sommer lang glücklich zu machen. Bürgerlich gesprochen, der zweite Ehebruch. Was ihn aber bei der Ernüchterung beengt, ihn wieder vor die Frage seines Lebens stellt, ist, daß er dieses Mal unrein geworden ist. Unbeherrschter Trieb, menschlich würdelos, hat ihn mit der sinnengierigen Frau zusammengeführt. Das Andenken Frau Lenorens, der Patronin seines neuen, eigenen Lebens, ist durch Frau Margot befleckt. Die Unzulänglichkeit seiner Haltung bedeutet, daß dieses neue Leben überhaupt in Frage gestellt ist, da er selbst versagt, auf dessen Menschentum es sich gründet. Erschütternd wird ihm diese Erkenntnis und endgültig vernichtend, als er erfährt, daß er über Frau Margots Zauber die große Liebe einer reinen Frau, seiner Magd Marie, ohne Ahnen übersehen hat. Sie verläßt ihn nach Margots Ab-

[4]) Es ist beachtenswert, daß Wiechert selbst Philologe ist. Sein Beruf erklärt viele Inhalte seiner Werke.

schied. Er ist tiefer getroffen als bei Lenorens Tod. Damals waren Menschen und Schicksal unzulänglich, jetzt ist er es selbst. „Er aber hatte sein Heil versäumt wie ein blinder Tor und stand nun schamvoll und glücklos vor der zugeschlagenen Pforte." Was noch folgt, ist belanglos. Ein Zurückfliehen in die Großstadt, Rausch, Dirnen. Eine Bestätigung der eigenen Unwertigkeit. Am anderen Tage erschießt er sich. „Flucht" ist der Roman, von den Menschen Flucht zu sich selbst, von dem sich nicht bewährenden Ich in das Nichts.

Die äußere Entwicklung des Romans ist demnach das Absinken eines Einsamen über drei Frauen zum Revolver, im Grunde aber ist es die ehrliche Gestaltung des Fiaskos eines noch vertretenen, unüberlegt konsequenten Humanismus und Individualismus.

„Wo ist Glück, Ruhe, Besinnlichkeit, Echtheit, Reinheit und Schönheit?" fragt einmal Peter Holm und kennzeichnet sich selbst so als Mitglied einer neuhumanistischen Bildungselite. Er nennt Ideale, die um die Wende des 18. und 19. Jh. reiften. Pietismus und Herder, Rousseau und Shaftesbury, Humboldt sind Former und Träger. [5]) Wir erkennen heute in dieser Lebensordnung, die dem Menschen Ziel sein läßt, sich zu entfalten wie eine Blüte, ein Drohnenideal. Es ist die Konsequenz des Freiheitskampfes der bürgerlichen Schichten. Von den oben genannten Idealen enthält nicht ein einziges eine Bindung. Gründel sagt: „Der Weg des Bürgertums durch die Jahrhunderte ist gekennzeichnet durch eine ganze Kette von Befreiungen des Individuums, das von ihm gegen Blut und Stamm und Rasse und allerlei irrationale Bindungen als neuer Wert ausgespielt wurde" (S. 207). Holm lehnt sich folgerichtig auch gegen die neuen Bindungen auf, die die Geltungskomplexe des Bürgertums selbst erfanden. Goethes Faust war schon über jene Bildungsideologie hinausgekommen, als aus dem strebenden, wißbegierigen Menschen der politische Mensch wird, der mit dem Deichbau eine Aufgabe für die Gemeinschaft als eine Lebensaufgabe übernimmt. Durch das ganze vergangene Jahrhundert aber bis in unsere Tage ist trotzdem das „Bildungsideal" gültig geblieben. Seine moderne Form ist der Individualismus geworden, in der es sich in seiner Gemeingefährlichkeit offenbart. Auch hier ist Peter Holm klar und symptomatisch. „Was geht es mich an, ob wir vorwärts kommen? — Ich will Ruhe und Frieden haben, ich allein! Ich will nicht untergehen in diesem Wirrwarr, der das Menschliche in uns tötet." Diese Komposi-

[5]) cf. Hans Weil: Die Entstehung des deutschen Bildungsprinzips. (s. L.-N.)

tion des Humanitätsideals und des zerstörenden Individualismus klärt auf. Von einer Erfüllung des Lebens im Beruf, also an der Stelle, wo die organische Gliedschaft des Mannes am Volkskörper aktiv wird, ist nie die Rede. „Ich kann nicht los von mir", sagte Holm hoffnungslos (es ist nach dem Selbstmord seines Lieblingsschülers, der kein G l ü c k sah auf der Welt). „Meine Gedanken kreisen rastlos um mein Inneres und mein Schicksal, es saugt sie auf wie ein Schwamm das Wasser. Was bleibt für die anderen übrig?" Ein befreundeter Kollege antwortet: „Nein, mein lieber Holm, aber wer den Willen hat, andere zur Reinheit zu führen, der wird selbst rein und glücklich, d a s ist Ihr Weg!" „Was Reinheit und Glück! Menschen will ich haben, Menschen. Hören Sie, Thal. Nicht Schüler, nicht Kollegen, nicht Vorgesetzte — das ist ja das Bittere . . . . Der Wurm frißt nicht die Schale . . . ." Holm meint mit der Schale seinen Beruf. Die Zusammenstellung dieser Sätze in ihrer Deutlichkeit erübrigt eine besondere Interpretation. Die Verquickung von Humanitätsideal und Individualismus ist klar. Zu bemerken ist der Einwurf Thals, der auch den Kreis nicht verläßt. Er weist zwar auf den Beruf, aber doch nur als Mittel, um durch ihn selbst „rein und glücklich" zu werden.

Zur Zeit dieses Gespräches sucht Holm aber immerhin noch „Menschen" und findet auch noch einmal Hoffnung auf die erstrebte Entfaltung seines Menschentums mit Hilfe Frau Lenorens. Nach ihrem Tode ist er folgerichtig weiter. „Ich könnte nur glücklich werden, wenn ich in mir selbst ruhen könnte, sodaß ich niemanden brauche, abseits von den Menschen, ohne Erinnerung an sie und ohne Verlangen nach ihnen. Für jede Sehnsucht müßte ich in mir selbst die Befriedigung finden. Kein Weg dürfte aus mir heraus, alle in mich hinein führen. Ich müßte Mensch und Gott, Mann und Weib sein" (S. 194). Ueber dieses Ergebnis führt nur noch hinaus die — so harmlos sie gesetzt ist — abstruse Frage: „Kann ich Mensch sein? Mann wohl, aber Mensch?" Die Abnormität dieser Frage ist einleuchtend, und doch mutet sie uns zunächst keineswegs seltsam an. Ihre Verstiegenheit ist uns geläufig, die wir in einer Zeit gelebt haben, in der totes Denken allerlei Seltsamkeiten ans Licht setzte.

„Ich müßte Mensch und Gott, Mann und Weib sein". Dieser Wunsch ist Abschluß, gewonnenes Gut aus gemachten Erfahrungen. Es ist derselbe Ort gewonnen, an dem die Existenzphilosophie endet, wenn sie absinkt zu bloßer Subjektivität. „Das Selbstsein wird mißverstanden als Ichsein, das solipsistisch sich

abschließt als Dasein, das nur dieses sein will.“ [6]) Holms Leben ist eine taube Frucht.

Es ist das Pessimistische dieses Buches — Schopenhauer ist Holms letzte Lektüre — daß die geformte Wirklichkeit nicht besser ist als die vorgefundene. Dabei sind schon in diesem Erstlingswerk Hinweise auf die gesunden Ursprünge, auf die zurückgehend, Wiechert später zum positiven Romane kommt: Heimat und Natur, Volk und Vaterland. Holm findet instinktiv zu ihnen. Freiwillig verläßt er den Dienst und kehrt zurück aus der Stadt in die masurische Heimat. Aber die überkommene Bildung nimmt er mit. Er will nicht ein Bauer werden, der der Erde dient und für Nahrung sorgt, sondern ein „Mensch“. Er hat zu tief die Kultureinflüsse seiner Zeit erfahren. So zerrinnt ihm über einer Frau die helfende heimatliche Natur, für die er nicht mehr aufgeschlossen genug ist.

Einmal, an einem 27. Januar, hat Holm Gelegenheit, eine politische Rede zu halten. Er spricht von der Wintersonnenwende und den alten Germanen. „Von dem Licht in ihrem Leben überhaupt, von der Reinheit ihrer Körper und ihrer Seele, von der Heiligkeit ihrer Herdflamme . . . . Wo die Reinheit geblieben sei, wo die Heiligkeit, wo die Treue? Ob sie noch die Stimmen hörten im Rauschen der Wälder und im Brausen des Frühlingswindes? . . . . Er sprach bittere Worte von der Niedrigkeit des Hastens und Treibens, von der Entgötterung der Natur, von dem Siege der Finsternis über das Licht . . . . „Die ewigen Brunnen rauschen noch heute, wenn auch verschüttet in dunklen Tiefen. An euch allen ist es, sie wieder aufzugraben und neues Leben aus ihnen zu trinken.“ Manches ist hier an die Oberfläche getragen, was erst in späteren Werken klar ausgeformt wird. Naturmythus, Zivilisationshaß, Vaterlandsliebe von eigenem Pathos. Holm ist seine Rede tatsächlich nur erst Rede. Hier Aufgaben zu sehen, übersieht der „Einsame“.

Es liegt auf der Linie des Romans, daß sein Held weder typisch noch autoritär ist. Die Einmaligkeit des Falles betont das Individualistische und macht den Roman wesentlich unpolitisch, trotz seiner Zeitkritik.

Doch ist das Werk Dokument, weniger dieser geäußerten Kritik wegen, als wegen der vorgelebten Kritik am ad absurdum geführten Humanitasideal des 19. Jahrhunderts.

„Der Wald“. 1922

Die magischen Ideen von Natur und Heimat, Volk und Vaterland waren in der „Flucht“ schon begegnet, aber sie

[6]) Jaspers, S. 146.

blieben „verschüttet in dunklen Tiefen“. Der Held selbst, ein Halbheld drang nicht lebendig zu ihnen vor. Die beiden folgenden Romane nehmen diese Ideen als Themen. Der deutsche Wald ist die Achse des Romans „Der Wald“, die deutsche Seele die Aufgabe des Totenwolfs in dem gleichnamigen Roman.

Zu Eingang des Waldromans steht ein Gedicht von Karl Thylmann.

„Wo hinaus? — Ach, wie soll ich vor mich gehn? — Eingewickelt und gewürgt — In dem festen Mumientuch, — Stöhne ich — Nach dem Reiherflug ins Blau. Hände, wann berührt ihr mich? — Stimme, wann erschallst Du mir: — Komm heraus! Daß ich von dem Moder los, — Aug' in Aug' mit meinem Herrn — Ewigkeit beginnen kann.“

Diese expressionistischen Verse kennzeichnen den Roman sowohl in seinem Ausgerichtetsein auf den „Reiherflug ins Blau“ wie in der stöhnenden Ohnmacht des tatsächlichen Tuns. Es ist offensichtlich in dem Buch ein Schritt auf den lebendigen Expressionismus hin getan, aber dieser ist nicht ausschließlich kennzeichnend für es, vielmehr ist das gehaltarme Leben Henners krank an denselben Uebeln wie das Holms.

G-Stil-typisches Naturgefühl ist tragendes Element. Eine Betrachtung Morgensterns [7]) macht anschaulich, was mit ihm gemeint ist. „Wenn Du im Walde saßest und die lieben Bäume und Gräser um Dich herum sahest, von denen Dich doch so ein Weltabgrund der Nichterkenntnis schied! Was waren sie eigentlich, wo war ihre Seele, wo war der Punkt, in dem ihr euch brüderlich treffen konntet, nicht nur in dumpfer Liebe von deiner Seite, sondern euch gleichsam ins gottesgeschwisterliche Auge schauend? Wäre es nicht unsinnig, wenn es in einer Welt, so weit und verschwenderisch angelegt, immer so bliebe, nie anders würde? Muß es nicht anders werden! Und löst diese Not und Notwendigkeit nicht etwas in dir, das sagt: ja, es muß besser werden, und ich will Tag um Tag dem Geist und den Geistern der Dinge entgegengehen, sind sie doch gewiß schon auf dem Wege zu mir.“

Einer Frauengestalt in dem Roman, Wera, erfüllt sich das Sehnen mystischer Partizipation. „Mir ist“, sagte sie träumerisch, „als könnte ich unter den jungen Birken auf der Waldwiese stehen, mit offenem Haar und bloßen Füßen . . . . . der warme Wind würde nicht erschrecken vor mir, der Regen würde über mich fallen, die Sonne mit mir spielen, ein Vogel über mir singen. Und mein Haar würde rauschen wie das Laub

[7]) Zitiert nach der „Tremonia“ v. 9. 8. 1933.

meiner Schwestern, Tag und Nacht, immerfort.“ [8]) Doch findet Wera keinen Platz in der Welt, da sie für die Gemeinschaft mit der Natur die Gemeinschaft mit den Menschen hat aufgeben müssen. Sie vergiftet sich vor der Verbrennung des Waldes.

Henner selbst wird nicht ein Bruder des Waldes. Für ihn gilt der in der Einleitung zitierte, etwas gezwungene Katechismus; er hütet den Wald und hält Fremde mit der Büchse fern, und als das Gesetz ihn wehrlos macht, verbrennt er sein Heiligtum. Aber einer brüderlichen „gottesgeschwisterlichen“ Gemeinschaft mit ihm ist er nicht fähig, wie überhaupt jeder Gemeinschaft, da er im gleichen Zirkel steckt wie Holm. „Ich glaube allerdings, . . . daß ich mein Kind töten könnte, wenn ich Frau und Mutter wäre, weil es mir das Alleinsein nähme, das Einzigsein, die Freiheit und die Einsamkeit, die ich verlange.“

Wenn Dichtung Sinndeutung des Lebens ist, Aufspüren von Ordnung im Seienden, dann ist dieser Roman keine gelungene Dichtung. Denn die gefundene Ordnung ist Unordnung, ein subjektivistisches Durch- und Gegeneinander. Es ist kein fruchtbares, polares Spannungsverhältnis der Gegensätze, sie werden nicht zu einander verarbeitet. Die alles überspannende Wölbung fehlt. Die Fichtesche „Zurückführung des Mannigfaltigen auf ein Absolutes“ muß auch anwendbar sein auf die am meisten organische, lebendigste Form der Philosophie, die Dichtung. Henner Wittig, der harte Jäger und Verächter der Menschen, hat „Gott und Seligkeit“ im Walde. Aber er hat ihn nur für sich. Den Menschen außerhalb seines kleinen Kreises verwehrt er ihn mit Gewalt, die wenigen ihm näher Stehenden bemüht er sich in Erledigung eines Auftrages nach ihrer Façon selig werden zu lassen. Da Elslein, seine Base, die Ordnung, Straßen und Häuser und stillen Gärten der Städte liebt, verheiratet er sie mit einem sanften Manne, mit dem sie „zu den Füßen ihres Gottes“ sitzen kann. Eine daseiende Andersartigkeit wird bestätigt und zugelassen, mehr nicht. Elsleins Gott ist der „weiße Gott“, der Christengott, wie der Gott Henners der „grüne Gott“ ist. Für den Waldläufer Isegrim hat der Waldgott Gestalt angenommen in dem „grauen Männlein“, das ein Vergißnichtmein-Kränzchen im Haar hat und traurig winkt. „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen“ tröstet Peter Lenze Elslein, denn er hat weder ihren noch Henners Gott. „ . . . ich will nicht sagen, daß ich den wahren, einzigen Gott habe, aber ich sehe ihn überall, wo Sie ihn sehen, und auch dort, wo Sie ihn nicht sehen, . . . auch bei der kranken, verirrten, haßvollen

[8]) Vgl. dazu das Kapitel ‚Naturgefühl‘ bei Hans Naumann, im besonderen S. 361. („D. d. Dichtung d. Gegenw.“ s. L.-N.)

Menschheit, auch bei der Canaille Wittig. Und ich spreche mit den Menschen wie mit den Tieren und Wolken, mit allen Menschen, denn alle habe ich lieb.“ Es klingt zwar wie These, Antithese und Synthese, wenn Henner den Gott der Bäume und Tiere erkennt, Elsabe den Gott der Menschen und schließlich Peter Lenze den alliebenden Gott. In Wirklichkeit ist diese Synthese aber nur ein Nichtanstoßen, das nichts gebiert als etwas Frieden. Das Bibelwort von den vielen Wohnungen im Hause Gottes wird sehr bequem. „Gibt es nicht Fenster, durch die man sich zuwinkt? Gibt es nicht Türen, durch die man aus- und eingehen kann?“ Weiter erklärt Peter seine Anschauungen: „Ich kenne kein Jenseits. Nichts, was köstlicher sein könnte als das Diesseits“, eine Franziskus-Natur ohne Metaphysik.

Von dem harten Henner heißt es einmal: „Wie wir unser Leben entstellt haben!“ sagte er zornig. Gott und Leben und Liebe . . . Gott in die düsteren Kirchen, das Leben in Sanftmut und Nächstenliebe, . . . und die Liebe . . . „er lächelte höhnisch“. Dieser Henner verheiratet die christliche Elsabe und den sanftmütigen Peter, und bei ihrer Hochzeit sagt er: „Wir brauchen Dir (Elsabe) nicht Glück zu wünschen, denn Du hast das Glück. Was Ihr tut und denkt, wird gut sein, weil Ihr eins seid mit Gott.“ An ähnlichen Paradoxen ist das Buch reich. Es präsentiert eine Reihe von Sonderlingen und ist, abgesehen von der Gewinnung des Waldes, als Romanwerk nicht von großem Belang. Das Lied des Waldes allerdings, das Besprecher des Buches zu Dithyramben gereizt hat, ist unauslöschlich. Für unseren großen Zusammenhang ist wesentlich, daß es überhaupt und in dieser Form gesungen wurde.

Im Gesamtwerk Wiecherts steht der Waldroman organisch darin, als Thema und in der Figur des Helden. Der junge Hauptmann a. D. Henner ist ein anderer Menschentyp als der Oberlehrer Holm, verbissen und hart. „Der Mann kann sich lieben lassen, aber er hat nicht zu lieben“, ist eine seiner Maximen. Seine Härte führt Henner über die Absolut-Resignation Holms hinaus, denn sie resigniert nicht. Henner verbrennt zwar seinen Wald, da der Staat ihn anderen Menschen zugänglich machen will; aber er nimmt einen Schößling mit, um an anderer Stelle sein Reich neu aufzubauen. Nur ist dieses Reich eben nicht in einer überzeugenden Ordnung.

Noch zu erwähnen ist eine Nebenfigur. Der Bauer Samel pflügt nächtlich schweigend seinen Acker, weil ihn am Tage Streikende hindern; er m u ß pflügen, denn die Erde verlangt es. In ihm ist instinktgesundes Volkstum gezeichnet, Züge des Romans „Die Magd des Jürgen Doskocil“ vorwegnehmend.

„Der Totenwolf“. 1924

„Die Philosophen haben die Welt immer nur verschieden interpretiert; es kommt aber darauf an, sie zu verändern.“ Marx' verderbliche Lehre selbst hat gezeigt, wie nur bedingt richtig dieser sein Satz ist; denn Verändern ist nur gerechtfertigt, wenn einmal die Interpretation des vorgefundenen Zustandes diesen als unzulänglich beweist, aber auch zum anderen als Veränderung eine mögliche Verbesserung propagiert wird. „Die Flucht“ hatte eine pessimistische Interpretation der Welt sowohl als auch der Aenderungsversuche gebracht. Damit war ein fataler Zirkel geschlossen, der Held nahm schlichten Abschied, und mit ihm war die Welt überhaupt zu Ende. Wir hatten dieses gewinnlose Kreisen in konsequentem, bürgerlichem Individualismus begründet gefunden. Nur Auflösung war geleistet.

Der „Totenwolf“ erstellt gegenüber einer negierten Welt Werte, die einem eigenen Weltbild ein würdiges Gesicht geben. Daß das Leben Wolf Wiedensahls nicht Kreis, sondern Wegstrecke ist, betont schon die Einrahmung des Romans. Die Einleitung erzählt den Abstieg der Männer seines Geschlechts, am Schluß steht vor seinem Tode die Empfängnis seines Sohnes, der weiter emporschreiten wird. Wolf selbst ist der neue Anfang im Tal. „Du bist Widar.“ Wesentlich ist schon, daß er überhaupt Glied ist, Läufer in einer Staffel, der seine Strecke nach Kräften zu rennen sich bemüht. Sein Leben ist Dienst. Aus dem Organismus seines Geschlechtes wächst er reifer werdend in den großen Organismus seines Volkes. Dieses doppelte Verkettetsein gibt ihm seine zwiefache — biologische und politische — Aufgabe. Er versagt zwar in der Ausführung dessen, was sich als politische Aufgabe konkretisiert hat, aber bedeutsam ist, daß er sie überhaupt heroisch übernommen hat. Sein Tod ist Opferung des Lebens für Zukünftiges, wie der Tod des Samenkorns.

Die Idee des biologischen Familienorganismus ist immer lebendig in Frau Agnete, Wolfs Großmutter. Sie ist Frau und vollendet sich als Glied in dieser Kette, nicht nur biologisch, sondern auch soziologisch: sie ist Gebärerin und Erzieherin — Mutter.

Die Einleitung des Romans erinnert — trotz der Raffung — an die naturalistischen Geschichten von Familien. Auf 28 Seiten werden drei Generationen der Wiedensahls als absinkende Linie geschildert. Auf Jürgen W. entfallen drei, auf Henrik 14, auf Klaus bis zur Geburt des Helden Wolf 18 Seiten. Es ist dies eine reizvolle Art, die ästhetische Isolierung und Intensivierung vorzunehmen, wobei vom Bericht mehr und mehr zur Erzählung

vorgeschritten ist. Doch wäre diese Einführung trotz ihrer besonderen Reize kompositorisch in dieser Breite unästhetisch, weil unharmonisch, wenn sie nur Rahmen oder Dekoration wäre. Es ist aber schon von ihrer ideellen Eigenbedeutsamkeit als Rahmung gesprochen worden.

Die Wiedensahls sind Gutsherren. Aber als Wolf drei Jahre alt ist, haben seine Eltern das Gut unter den Hammer gebracht und sind ausgewandert nach Amerika. Die Großmutter hat sich ein Restgut bewahrt, den „Totenwinkel", ganz zwischen Wald und Heide und Moor. Dort wird Wolf erzogen von Frau Agnete und dem Förster Hermann Reinsch, einem alten Afrikakämpfer; er hat Züge von Henner, nur ist er weniger verbissen. Frau Agnete erzählt dem Kinde von den Wiedensahls, und daß Wolf das Geschlecht wieder beginnen soll. Sie liest ihm vor aus der Edda und dem Alten Testament. Der Förster nimmt ihn vor sich aufs Pferd und reitet mit ihm durch den Wald. Beim nächtlichen Lagerfeuer wird dann hartkämpfendes Leben und mutiges Sterben in den Wüsten der deutschen Kolonien vor dem Kinde lebendig. Kampf ist das Leben, und der besteht, der zuerst die Büchse an der Wange hat; das ist die Lehre.

So wird Wolfs Sinn hart und sein Körper fest. Die lebendige Grundlage aber und abrundende Praxis seiner Erziehung bereitet die Natur, der Wald. Im Walde erfährt Wolf das Leben unmittelbar und ganz selbständig. Die Alten, die seine Erziehung überwachen, beschneiden ihm das Erleben nicht durch wohlgemeinte Führung und Warnung. „Niemand unterwies ihn hier. Er mußte selbst erproben, wie weh es tat, die Hände in den großen Ameisenhaufen zu stecken oder die großen Raubkäfer zwischen den Fingern zu halten; wie schwer es war, durch die Brombeerdickung zu kriechen und über die unheimlichen Gräben zu klettern . . ." Sinn und tiefere Bedeutung erhellt Wiechert in seiner Rede: „Der Dichter und die Jugend", die er am 6. Juli 1933 vor der Münchener Studentenschaft hielt (gedruckt in der Literarischen Welt 9. Jg. Nr. 31). „Daß es nicht so ist, daß der Eimer mit dem Wasser des Lebens von Hand zu Hand, das heißt von Vätern zu Söhnen gereicht wird, sondern daß jedes Geschlecht von neuem ausziehen muß, um das Wasser des Lebens zu suchen. Und daß es eine rührende Torheit ist, wenn die Väter den Söhnen dieses Suchen ersparen wollen und sie an kluger Hand über eine wohlbereitete Schwelle in ein wohlbereitetes Haus der Erfahrungen führen wollen. Denn vor jedem Menschen steht, trotz der Unsumme von Erfahrungen, Weisheit und Güte der Menschheit, die Welt als ein neuer Anfang, und wehe der Jugend, der man Freuden. Tränen und Grauen des

ersten Menschen erspart."

Das ist die Sprache der jungen Generation, die kämpferisch und wagefroh ist. Ihre Sprache ist seit der Deutschen Revolution die Sprache der Zeit. Das kleine Motiv in seiner dargelegten Bedeutung ist positive Opposition gegen die Alten und ihre Versicherungen. Es ist in Wolfs Erziehung davon abgesehen, für mögliche, tatheischende Komplikationen eigens zu präparieren. Die Entscheidung, die Tat überhaupt ist dem entscheidenden Moment vorbehalten, den das Schicksal schon heraufführen wird. Wolfs einzige Bereitung durch die Erziehung ist die zu heroischer, steter Einsatzbereitschaft. Barocker Momentanismus wird assoziiert und Fortunabedrohung, überwunden in Schillerscher Freiheit. Von einer Lücke in Wolfs Erziehung — sie läßt ihn ohne jede Materialkenntnis — wird noch zu reden sein.

Wenn gesagt ist, daß die Natur an Wolfs Erziehung den bedeutendsten Anteil hat, so ist damit nicht die Natur allgemein -begrifflich gemeint, sondern die besondere Landschaft, in der Wolf groß wird, bildet ihn auf eine besondere Weise. Dabei interessiert eine Feststellung Gründels. Er sagt (S. 88), daß dem Lebensgefühl der jungen Generation bestimmte Landschaften unseres deutschen Vaterlandes in besonderer Weise entsprechen. Er nennt u. a. auch Westfalen, aber an erster Stelle Masuren. Danach hat Wiechert schon durch seine Herkunft und die ungelösten Bindungen zu ihr eine Berufung als Sprecher in der Zeit. Bei Gründel heißt es: „Wälder, Seen, Himmel, Wasser, Erde . . . nirgends so reich und elementar, nirgends von so anspruchsloser, durchaus unpathetischer Größe, nirgends so leutefern und menschennah, so ursprünglich wie hier; offen, frei und geradlinig, ohne aufdringlich ‚malerischen' Reichtum und doch voll tiefer Untergründe." Wiechert ist Masure, und seine Dichtung löst sich im Stoff selten von seiner Heimat, in der Stimmung nie. Und er gestaltet die Landschaft so, wie Gründel sie schildert. Die Elemente, die Gründel als der jungen Generation adäquat in der masurischen Landschaft entdeckt, formen Wiecherts Helden, am ausschließlichsten den Revolutionär Wolf, den Künstler Harro („Die blauen Schwingen") und den legendengroßen Menschen Jürgen Doskocil.

Wolf schöpft sein erstes metaphysisches Erleben nicht aus der Bibel oder der Edda, sondern gewinnt es auf seinen Fahrten durch den Wald, wenn er das „silberne Tier" hört, das über die Kronen seiner Bäume geht.

Das, was im Menschen der Natur am meisten aufgeschlossen ist, die Seele, wird am reichsten in Wolf gebildet. Die großen Urempfindungen von Haß und Liebe sind deshalb später so

stark, so einseitig, unobjektiv radikal in ihm. Und diese naturhafte Stärke, die Großartigkeit der Seele, ist ebenfalls ein integrierendes Element dessen, was als Ideal über dieser Erziehung steht: deutsche Heldischkeit. Ein Held soll Wolf werden. Frau Agnete hat an ihrem Hochzeitstag, den sie blutjung begeht, den Satz gesprochen: „ein Wiedensahl wird einmal die Welt erobern . . . die ganze Welt." Ihr Mann ist ein Schwächling und ihr Sohn ein Lump, aber über dem Enkel wird ihr der Satz wieder lebendig. Er steht irgendwie hinter ihrer ganzen Erziehungsarbeit. Hermann Reinsch, der Kämpfer aus den Hererokriegen, sieht in seiner Art das Ziel geradeso wie sie: „er soll etwas werden, Frau Wiedensahl! Kein Blatt, kein Buch . . oder ein Hase . . . oder eine Leiche, wie die meisten Menschen . . . er soll vor dem Satan nicht Angst haben . . . und er wird. Es ist gutes Blut, Frau Wiedensahl!" Gutes Blut und harte Jugend, das ist ja das ewig wiederkehrende Motiv in den Heldenmythen aller Völker. Gründel macht in der Einleitung seines Buches darauf aufmerksam und sieht in der Härte der Zeit seit 1914, die die Jugendjahre der „Jungen Generation" umfaßt, einen Grund des Willens zum Heroismus, der dies Geschlecht als ganzes auszeichnet. Wolf gewinnt dadurch eine repräsentative Allgemeingültigkeit.

In seiner heldischen Erziehung liegt Ruhm und Tragik des kurzen Lebens Wolfs begründet. Sie gibt seiner disharmonischen Auseinandersetzung mit der Welt die Prägung. Er selbst faßt an zwei Stellen des Romans seine heroische Ueberlegenheit gegenüber der Welt in Worten zusammen. Zu den Proletariern sagt er: „Das Leben hat euch, und der Tod hat euch, aber ihr habt keins von beiden." „Und du? Was hast du?" „Ich bin ein Herr über beides." (S. 189). Und an anderer Stelle sagt er zum Afrikaner: „Wenn man lächelnd sterben kann, ist man dann nicht schon bereit zu allem." Darin gipfelt dieses auf Schillersche Freiheit gegründete heldische Ideal: Immer gerüstet sein, das Opfer des Lebens zu bringen für eine hohe Aufgabe.

Aufgabe ist das andere, was zum Helden gehört, und Wolfs Aufgabe ist der eigentliche ideelle Angelpunkt des ganzen Romans. An ihr erprobt sich Wolfs Erziehung im Bewähren und Versagen. Sie bewährt sich in dem verwirklichten Opfer des Lebens, sie versagt, weil der Einsatz des Opfers fruchtbarer hätte sein müssen.

Der frühzeitige und unproduktive Einsatz des Lebens, bewirkt durch ein falsches Anfassen der Aufgabe, ist Folge der Lücke in Wolfs Erziehung. Man kann ihr Dasein aus Rousseauschen Gedankengängen interpretieren, Rousseau behauptet, daß

die Menschen seiner natürlichen Erziehung allen Aufgaben des bürgerlichen (politischen) Lebens gewachsen seien, mit Hilfe allein ihrer natürlich entwickelten Humanität. (Emile, 1. Kap.). Auf die gleiche Weise glaubt sich Wolf für seine „tapfere Aufgabe" gerüstet. Dabei ist er tatsächlich in seiner Ausbildung nicht mehr als ein junger Jäger und Torfstecher, ein tumber Tor, der in seinem „Totenwinkel" abseits von einer instinktiv gehaßten Welt lebt. Er wartet auf seine Aufgabe als auf etwas, das ihn als Schicksal aufsuchen wird. Wenn er ein Pferd hätte, würde er — ein neuer Amadis — ihr entgegen reiten. Da seine Erziehung ihn ohne irgendwelche gegenständlichen Gegenwartsbezüge gelassen hat, gelingt es ihm zunächst nicht, die schon gestellte Aufgabe in seiner Zeit erkennend aufzuspüren.

Die Welt ist ihm zuerst begegnet in dem schmutzigen Moordorf, das nur Pack, Schmuggler und Säufer beherbergt und in dessen gemeiner und ekelhafter Schule er als „Moorwolf" einsam und kampfbereit abseits steht, vor der Brutalität des Lehrers nur durch die Reitpeitsche des Afrikaners geschützt. Als Jüngling lernt er in kurzen Besuchen die Stadt kennen, das Proletariat und seine „sozialistische" Ideologie. Aus den Fragen, die er an einen verkommenen Schuster stellt, wird zum ersten Male etwas von einem seiner Erziehung entsprechenden politischen Ideal sichtbar. „Aber wenn die Zeit da ist . . . werdet ihr die Städte vernichten? Werdet ihr niemals mehr hier sitzen und das Gift trinken? Werdet ihr am Wald wohnen und im Moor und auf der Heide?" — „Ach, Mensch, wir werden in den Häusern der Reichen wohnen, jeder einzige von uns, und Champagner trinken statt Fusel." L e i c h e n sind diese Proletarier, ebenso wie die Moordorfbewohner. „Weißt du, wo ihr hingehört?" fragte er und blickte über das schwarze Wasser. „Hier hinein! Du und ihr alle. Einen Stein um den Hals und hier hinein." Es zeigt sich sowohl eine unklare Vorstellung von dem, was gewollt ist, als auch eine fatale Hilflosigkeit gegenüber nun einmal bestehenden Verhältnissen.

So entdeckt zwar Wolf schon auf seinen ersten Streifzügen in die Welt Spuren des giftigen Wurms, an dem er sein Heldentum bewähren kann. Der Krieg, der aus dem Moorwolf den Totenwolf macht, klärt seine Erkenntnis, weil er den inneren Feind der Deutschen mutig macht, sich zu enthüllen; und deshalb vermag Wolf nach dem Kriege dem Afrikaner seine Aufgabe zu formulieren: „Kann man denn einem Menschen nicht eine neue Seele geben, tausend Menschen, einem Volke? Kann man ein Haus nicht abbrechen und ein neues bauen? Und wenn die Bewohner nicht wollen, kann man sie nicht austreiben, töten

sogar, wenn man weiß, das Haus m u ß zerbrochen werden . . . und wenn ich mich opfern muß, wenn die Räder über mich gehen, so wird meine Totenhand sich in den Speichen drehen, und einer am Wege wird sie sehen und still werden und umkehren, und noch einer und wieder einer, und es wird wachsen und sich ausbreiten durch die deutsche Erde, langsam, aber unaufhaltsam, und die neue Zeit heraufbringen . . ." — Hier spricht prophetisch einer, der deutscher Dichter ist wie wenige, ein Seher und Künder der deutschen Seele und des deutschen Schicksals. Leuchtet durch die Worte Wolfs nicht die Vision des Dritten Reiches und der Golzheimer Heide? Wiechert ist einer der Bahnbereiter der deutschen Seele auf ihrem Wege aus der „Verschüttung" zu jener Weihestunde hin, in der sie sich wieder kraftvoll und frei zu sich selbst in einem ihrer Opfer gewordenen Träger bekannte, der auch ein Sohn der Wälder war.

Das, was heute Adolf Hitler als ein politisches Programm verwirklicht, die Erneuerung des deutschen Volkes in seiner ganzen Haltung und Gebärde von der Seele her, das stellte vor einem Jahrzehnt Wiechert vor seinem Helden als Lebensaufgabe auf.

Wolf löst zwar von dieser Aufgabe praktisch nichts, sein Kampf endet im dritten Waffengang, obwohl oder weil er mit Fanatismus beginnt. Er ist eben nur ein Kämpfer, kein nüchterner Führer, der ein Ziel erreicht oder auch nur Raum gewinnt. Das ist eben begründet in seiner Erziehung. Sie mußte sich vollziehen im Gegensatz zu der gegebenen Welt, da Wolf als ein neuer Mensch die unehrlich gewordene alte Ordnung angreifen sollte; aber sie vollzog sich zugleich ganz abgeschlossen von der Umwelt. Wolf kennt von dem, was er bekämpft, nur die Verwerflichkeit, nicht seine Triebkräfte und die Wurzeln seiner Macht. Weil er ein „Einsamer" ist, wie alle Helden Wiecherts, ist eine andere Möglichkeit der Erklärung. Dann wäre die Idee des politischen Menschen aufgelöst von einem Wesenselement des dichterischen Gestaltungsbereichs Wiecherts. Bedingt ist dieser beengende Zug im Individualismus. Der Dichter hat ihn zwar in dem Roman „Die Flucht" ad absurdum geführt; aber jener Roman ist eben doch nicht — wie eine Zeitungskritik meinte — ein Wertherbuch. „Der Wald" zeigte es, und der Individualismus lebt selbst hier im „Totenwolf" noch, umstilisiert in Einsamkeit, die masurischer Landschaft verwandt ist.

Daß Wiechert eine Anschauung von einem politischen Führer unserer Tage hatte und nur zu seiner Gestaltung nicht gelangte,

zeigt die folgende Stelle, die darüber hinaus vieles Gesagte bestätigt und erhellt: „Wäre es ihm gegeben gewesen, in einem Mittelpunkte zu stehen, in einer Masse, die nach einem Führer rief, Kinder zu lehren, auf einer Kanzel zu stehen oder einer Tribüne, Barrikaden zu bauen, Apostel zu sein: die Augen seines Gottes hätten sich höher über ihn erhoben und auf einen Weg gewiesen, den man kämpfend wandeln konnte. Nun stand er am Endkreise der Welt (sic!), und seine Seele, in Fieberschauern erbebend unter dem ehernen Blick der Gottesaugen, glaubte, von diesem Ende der Welt, aus dem Moor des Totenwinkels, den Stahl hineinbohren zu können in die Fugen der Zeit, um sie knirschend auseinanderzubrechen und über den Trümmern den neuen Altar aufzurichten. Und nur dunkel fühlte er die Ratlosigkeit seiner Hände, die nach dem Meißel tasteten, den er nicht sah, und nach den Fugen, die er nur ahnte."

Es bleibt nun von den drei funkensprühenden Waffengängen zu referieren, deren letzter mit Wolfs Tode endigt. Das erste Mal nimmt der kommunistische Schuster Wolf mit in eine Versammlung der Reaktion. Der Schuster spricht in der Diskussion von Wolf: „Ein Wahnsinniger ist er, aber wenigstens kein Hund wie ihr." [9]) Dann steht Wolf selbst am Rednerpult und spricht leise, aber mit Nietzscheanischem Pathos: „Ich sage euch, daß ihr ausgerottet werden müßt, ihr Erbärmlichen! Eure Städte muß man zerstampfen in Schutt und Scherben, eure Herzen zerbrechen, die vor dem Tode zittern, euren Gott muß man vernichten, der von der Demut spricht und von der Nächstenliebe . . . ihr Narren, ein neues Dach wollt ihr bauen, ein neues Haus, und am Munde steht euch der Sumpf, in den ihr baut — was wißt ihr, was ein Deutscher ist? Der Kampf war sein Gott, der Haß war sein Pfeil, der Wald war sein Haus, ihr aber habt seinen Gott erschlagen und einen Palmenzweig über euer feiges Herz gelegt . . ." Der Lästerer wird aus dem Saal gedrängt unter den Rufen der Pharisäer: Steinigt! Steinigt!

Das Christentum steht hier als Angriffsobjekt im Vordergrund. Es ist aber deutlich, wie eine unzulässige Identifizierung moderner pazifistischer Lebenshaltung mit Christentum unterlaufen ist. Das Christentum ist begriffen, als ob in ihm kein Raum wäre für Kampf und Haß, ohne welche Erneuerung aus einem verderbten Zustande nicht möglich ist. Doch ist die hier gezeigte Einstellung Wiecherts sozusagen nur experimental. Das

[9]) Et vice versa. Auch das ist generationstypisch, wie Gründel aufstellt, daß man für den lebendigen, wenn auch wahnsinnigen Linksradikalismus mehr menschliches Verstehen hat, als für das morsche Bürgertum.

beweist der folgende Roman um den Christusnachfolger Andreas Nyland.

Ueber dem Kämpfer und Erneuerer stehen die Augen Gottes, „und sie wissen nichts von der Liebe". So steht Wolf am Bußtage in der Kirche am Altar und schreit in die Gemeinde hinein, die singt: „Herr, erbarme Dich!" „Erbarme Dich nicht! Erbarme Dich nicht über die Demütigen und Kraftlosen. . . . Geh' fort aus Deinem Himmel, der Dir nicht gehört, Du Vernichter der deutschen Seele." Blutig schlägt man den Tempelschänder. Vier Wochen Gefängnis.

„Er hatte den Stahl in die erste Fuge gepreßt. Er würde fortgehen . . . bis an das Herz des deutschen Landes"; aber er kommt nicht so weit. Ein Plakat in der Stadt hält ihn auf, das gemein und unverschämt zu einer Tanzlustbarkeit einlädt. „Der Lärm des Tages hatte ihm gefehlt, der Maßstab, der die Weite des Weges zeigte (sic!). Die Bedeutung der Dinge verzerrte sich, . . . einzelnes, im Alltag Vergehendes bekam symbolische Tiefe und schrie in die verstörte Seele nach Kampf, statt nach einer Gebärde der Verachtung." Wolf erscheint auf dem Feste der zügellosen Gemeinheit, stiftet Chaos und Brand. Die Leute des Moordorfes aber haben ihn erkannt, am anderen Tage stellen sie ihn im Wald. Drei und seinen Mörder nimmt er mit sich in den Tod. Er stirbt in Frau Agnetens Schoß. Vorher vermacht er ihr und dem Afrikaner sein Erbe, seinen Sohn, den Hilde Erikson gebären wird. „Und dann, Mutter, wenn es getränkt ist von eurem Atem, vom Waldeshaus, dann geht mit ihm fort in die Städte. Alles soll er wissen und lernen, das steinerne Haus, Gott und Menschen, die Waffen, das Gift. Dann soll er vollenden . . . denn ich, ich hatte nur das Schwert!" Für den Sohn ist die Erziehung skizziert, für die unsere heutige Pädagogik nur noch die Form zu finden sucht.

Die Stimmungskurve des Romanschlusses aber steigt noch einmal auf in hoffendem Glauben an das Kommende. „Der deutsche Mensch, Mutter, ich sehe ihn, ich glaube ihn. Leicht ist der Tod für seinen Tag."

Es ergab sich im Ablauf der Analyse des vorliegenden Romans mehrfach die Gelegenheit, sie auf unsere gegenwärtige, neugeschaffene staatliche Ordnung zu beziehen. Die Möglichkeit dieser fruchtbaren Bezüge macht — nicht ausschließlich — Wiecherts Werk zu einem würdigen Objekt einer in der Zeit lebendigen Literaturwissenschaft. Wiechert ist, wie Walter Linden es beispielhaft von Shakespeare aus sagt, „politisch — in der lebendigen Gründung seines Werkes auf die beherrschenden Fragen der eigenen Volksgemeinschaft." Es erweist Wie-

cherts dichterisches Sehertum, daß er nicht im politischen Tagesgeschwätz als „beherrschenden Fragen" der Volksgemeinschaft verhaftet geblieben ist, sondern solche in 1924 noch Untergründigem erkannt hat, das sein tatsächlich beherrschendes Gelten erst sehr viel später allgemeinverständlich bekundete. Der eine wesentliche Angelpunkt ist vor allem klar gesetzt in Wiecherts Werk: daß es um die deutsche Seele geht. Daß im politischem Geschehen unserer Tage nicht um Manteltarife oder Börsenaktionen gespielt wurde und wird, sondern wesentlich um die Seele eines Volkes.

Auch im besonderen sind Ideen und Anschauungen in Wiecherts Werk niedergelegt, die wir heute unter dem Kennwort „Nationalsozialismus" begreifen. Die Heldischkeit, das Grundmotiv in Wolfs Erziehung und Leben, ist nicht nur generationstypisch, sondern darüber hinaus in besonderer Weise bestimmendes Merkmal des postulierten Staatsbürgers in der heute herrschenden politischen Idee und seiner Ausdrucksform, im Nationalsozialismus und dessen Partei und Staat. Und zwar Heroismus so, wie wir ihn bei Wolf charakterisiert haben als stete Opferbereitschaft. „Aufopferungsfähigkeit und Aufopferungswille" nennt Hitler (M. K. S. 167) die staatsbildenden und staatserhaltenden Kräfte, „da ja die Erhaltung des Daseins einer Art die Bereitwilligkeit zur Aufopferung des einzelnen voraussetzt." Wahrung und Mehrung der Art in ihrem gottgewollten Tun ist nach Hitler dem Staat aufgegeben; daher in seiner Theorie die organische Verbindung der Idee des Staates und der Idee der Familie, wie sie Ernst Krieck näher beschreibt, wie sie aber auch wieder bei Wiechert gestaltet ist.

Der Drang zum Positiven, die Gläubigkeit und der Wille zum aktiven Optimismus, die in Wiecherts Roman immer wieder durchbrechen, durchwalten heute unser ganzes Volksleben. Sie sind hier wie dort gegründet auf dem Vertrauen auf das deutsche Volk und die deutsche Seele. Kampf steht beide Male über den Programmen und betont ihr Zusammengehören in der gemeinsamen Abgrenzung von den Zahmen, die sich „geistig auseinandersetzen". Doch ist Wiechert zur Zeit der Entstehung des Totenwolf-Romans offensichtlich unbeeinflußt vom Nationalsozialismus; wahrscheinlich kannte er ihn damals so wenig wie die meisten Deutschen. Schon sein Außerachtlassen von Rassefragen bezeugt das. Ganz und gar anders ist dazu im „Totenwolf" Begreifen des Christentums und Stellungnahme zu ihm als in dem fast gleichzeitig geschriebenen „Kampf" Hitlers, wiewohl Wiechert zweifellos auch in dieser Hinsicht mit nationalsozialistischen Ideenträgern übereinstimmte. — Ebenso wie der

Nationalsozialismus nimmt Wiechert Distanz zu einem neuen Wotanglauben. Er ist in dem Roman repräsentiert durch einen Freund Wolfs, den Lehrer und Leutnant Erikson. Er ist mit Sympathie, aber ironisch gesehen. Der Edelgermane, wie ihn seine Frau nennt, stirbt den Heldentod, aber mit dem Vaterunser auf den Lippen. Sein Glaube ist historische Theorie und nicht lebendige Gläubigkeit und der einzige, der sich nicht bewährt. Der einzige; denn auch in diesem Romane gibt es eine ganze Reihe verschiedener metaphysischer Vorstellungen. Erikson gilt Wotan, Frau Agnete der Gott des Alten Testamentes, Annemarie, die Wolfs erstes Kind gebiert, Christus, Wolf schließlich erhält Weisung von „seinem Gott". Trotz der liberalen Variierung der Gottgestalt ist das Buch von einer verbindenden, tiefen Frömmigkeit, einer natürlichen Bindung an Transzendenz durchwebt. Wolfs Gottesglaube ist hinausgewachsen über den reinen Naturmythos des „grünen Gottes" Henners. Das „silberne Tier" seiner Kindertage ist diesem primitiven Mythos noch verwandt, aber die Augen seines Gottes, die weisend und richtend über seiner Aufgabe an der Gemeinschaft stehen, sind reine Transzendenz. Sein Gott und seine Aufgabe sind unlöslich verbunden. Die Relation der Gottesidee und der vom großen Sinn des Lebens erwächst unbefangen unter der Hand des Dichters.

Eigentümlich ist, daß trotz der harten Worte gegen das Christentum immer wieder sympathisierende Objektivität diesem gegenüber durchbricht, wenn es z. B. als Religion der sanften Frauentypen Elsabe und Annemarie geschildert wird. Einflüsse, die der Dichter in seiner Jugend erfahren hat, die überspült sind in seinem fanatischen Fortgerissensein, aber doch zuweilen ihr Dasein bekunden, sind zur Erklärung anzusetzen — zugleich wirken Figuren wie Elsabe, die in ihrer sanften Religion (so ist das Christentum ausschließlich gesehen) g l ü c k l i c h werden kann, künstlerisch kontrastierend zu den hart Kämpfenden.

Der „Totenwolf" ist wesentlich dem G-Stil zugehörig. Erst nachdem der H-Stil antithetisch dem großen Wollen das nüchterne Können entgegengesetzt hat, ist die M-Stil-Synthese möglich: Man kann, was man will. Auch Wiechert durchläuft die neue Sachlichkeit nicht unberührt, obwohl sie ihm nicht artverwandt ist, und wir werden sein Gewinnen des M-Stil im Doskocil-Roman erkennen können. Der „Totenwolf"-Roman bedeutet eine Station, nicht Erfüllung; sein Ausgang ist positiv, aber im Hoffen, gegründet auf ein ungeborenes Kind. Die gleiche Einordnung als Stufe muß für die Romane der Zeit, in der Wiechert den H-stil durchläuft, gelten („Die kleine Passion",

„Jedermann"). Diese tragen aber nach außen die Merkmale einer scheinbaren Vollendung, was schon einer ihrer H-Stilzüge ist.

Es bleibt noch zu sagen, warum der Krieg, wie er in Wiecherts Werk doch Bedeutung und Gestalt erhalten haben muß, im Zusammenhang der Analyse nur gestreift zu werden braucht. Das ist, daß er in dem Buch und im Leben Wolfs nur ein Kapitel ist wie andere. Wolfs ganzes Leben ist heroisch, der Krieg ist nur eine großartige Bewährungsmöglichkeit, und Wolf erlebt ihn singend. Der Afrikaner muß dem im Kriege als solchem Befangenen noch einmal Lehrer sein: „Du kämpfst wie ein Panther, ohne Hunger, ohne Not, aus Freude am Kampf.... Aber wir werden anders kämpfen müssen, nicht für uns, für unser Blut, sondern für andere, für die deutsche Erde. — Jetzt bist du ein Mensch, aber du mußt auch wissen, daß du ein deutscher Mensch bist." Der Krieg ist eine notwendige Tat, aber der Sinn seines blutroten Kämpfens wird in dem bleichen Krieg nach 1918 mächtiger sichtbar. Deshalb liegt in ihm der Schwerpunkt des Buches. Der Weltkrieg ist in ihm nur eine katastrophale Episode. Eine besondere Betrachtung dieses in einem Kapitel summarisch gestalteten Kriegserlebens wird im Zusammenhang von Wiecherts Kriegsbuch „Jedermann" fruchtbarer sein.

„Die blauen Schwingen". 1925

Der Roman „Die blauen Schwingen" ist 1925 erschienen. Niedergeschrieben ist er aber schon im Kriege, „begonnen an der galizischen Front und beendet in den Stollen der Champagne" (zitiert aus dem Begleitwort des Dichters). Wenn trotzdem hier die Reihenfolge der Edition beibehalten ist, so haben dafür verschiedene Gründe gesprochen. Durch die Vorwegnahme des „Totenwolfs" ist die Analyse des vorliegenden Romans erleichtert. Das Dilemma der Grenzenlosigkeit und Enge des in ihm aufgebauten Lebensgefühls und Lebenswissens und das andere der unbefriedigenden, ungelösten Problematik und der doch erfüllten Schönheit des Werkes lassen sich erst deuten von einer Stelle aus, an der zum ersten Male Sinn und Ordnung positiv erkannt und mit Anspruch auf Gültigkeit dargestellt sind. Diese Stelle ist der „Totenwolf". Die Auseinanderbreitung des Reichtums und der Armut des hier vorliegenden Romans muß unzulänglich bleiben, wenn nicht Bezüge auf jenen möglich sind, und diese Bezüge sind vereinfacht, wenn die Analyse des „Totenwolfs" vorausgeht. Hingegen ist diese durch das Fehlen der „Blauen Schwingen" kaum beeinträchtigt.

Das Buch ist um so leichter aus einer streng zeitlichen Reihenfolge zu lösen, als es eine besondere Eigenstellung innehat durch Zeit und Ort seines Entstehens. „Die Schatten des Krieges liegen tausendfältig über diesem Werke“ (Begleitwort). Zudem wird auch Wiechert nicht ohne Grund sein fertiges Werk erst zurückgehalten und dann nach Jahren doch noch ediert haben. Der Roman ist zeitlich in die Nachkriegszeit gelegt. Ihre schreiende Not hat aber der Soldat an der Front nicht geahnt. Sie macht später seine völkische Anteilnahme erst lebendig. Hier gestaltet er individual-menschliches Schicksal, und das Volk bildet zu einem melancholischen Gemälde in Typen nur den bissig-ironischen Hintergrund mit Spießbürgern, Renommisten („und ich dem Kerl die Handgranate in die schwarze Fresse“), Etappenhelden („Das ganze Vaterland war Front!“) und dem Kriegsgewinnler großen Formats. Immerhin ein harmloses Bild, im Stil der Gründerzeit gedacht und gänzlich nebensächlich.

Der Heimkehrer, der mit Leid und Zorn sein Vaterland in einer vorher unvorstellbaren Weise verraten und entartet sieht, behält natürlich ein solches Werk zurück. Wir hatten gesehn, wie Leid und Zorn sich zuerst ohnmächtig entluden im Waldroman, in dem ein unberührt gebliebenes Stück Natur allein noch galt. Im „Totenwolf“ hatte sich schon eine politische Kampfidee kristallisiert. Aber als der Totenwolf erschien, war die politische Gärung im deutschen Volke vorbei. Die Republik war eingebürgert, die Kämpfer gegen sie waren mundtot gemacht, und das Gros der Nation bereitete sich auf die wirtschaftliche Blüte der zweiten Hälfte des Jahrzehnts vor. Da wurde Wiechert in Resignation gedrängt. Der Kriegsroman, der nur von persönlichem Erleben und Künstlertum wußte, gewann wieder Bedeutung. Die Typen des bourgeoisen Hintergrundes wurden echt. So bearbeitet und ediert Wiechert resigniert sein Werk, das ohne irgend einen politischen Gedanken, ja ohne politische Stellungnahme überhaupt bleibt.

Die bourgeoisen Typen sind vielleicht nach der Wirklichkeit überarbeitet. Ueberarbeitung im ganzen lassen auch andere Merkmale vermuten. Nicht aber ist hineinbezogen das eigentliche Phänomen der Republik in seinen Spielarten; deshalb ist aus dem Werk gegenständlich für diese Arbeit wenig Belangvolles über die „Flucht“ hinaus zu gewinnen, vielmehr ist nur belangvoll, warum es überhaupt von Wiechert, der doch schon den völkischen Totenwolf geschrieben hatte, 1925 noch herausgegeben wurde (wenn nicht praktische Erwägungen allein bestimmend gewesen sind). Der neuhumanistische Individualismus, pietistische Gedankengänge sind nicht überraschend von dem

Verfasser der „Flucht“, wohl aber des „Totenwolfs“. Außerdem muß Wiechert zur Zeit der Herausgabe der „Blauen Schwingen“ an dem Gegenstück zum „Totenwolf“, dem Nylandroman, gearbeitet haben. Die Resignation dringt allerdings auch in dieses Werk hinein.

In Bezug auf die Formreife mag bedeutsam sein, daß die Bearbeitung zur Zeit der Dominanz des H-Stils stattfindet. Die Formreife mit Stimmungskunst im Vordergrund wäre dann ein bedeutender H-Stil-Zug an diesem Werk, das tatsächlich zu Wiecherts eigentlichem H-Stil-Produkt, der „Kleinen Passion“, überleitet und ihm sehr verwandt ist. Dieses und andere Merkmale von H-Stil-Zugehörigkeit rechtfertigen am stärksten die vorgenommene Reihenfolge der Analysen.

Der Inhalt des Romans ist nun zwar in keiner Weise H-Stilgemäß. Zunächst steht der eine Held Harro ganz und gar allein, aristokratisch im Mittelpunkt, und die anderen Personen spielen um ihn in immer weiteren Kreisen. Der Fischerknabe kommt auf eine romantische Weise durch sein Geigenspiel auf ein gräfliches Schloß. Dort hat er Gelegenheit, sein Talent zu bilden. Er besucht ein Konservatorium und wird schließlich ein gefeierter Künstler. Das ist der äußere Ablauf. Bedeutender aber, einschneidender, abschnittbildend sind Harros Begegnungen mit Frauen. Als er 16-jährig auf das Schloß kommt, hat er schon die Enttäuschung seiner ersten Liebe erlebt. Maja, die Tochter seines väterlichen Lehrers, älter als er, heiratet einen reichen Konservenfabrikanten, der lächerlich und gemein ist. Maja heiratet nicht aus Versorgungsangst, sondern aus unbestimmter, expressionistischer Fernensehnsucht. „ . . . er ist reich und nicht schlecht, und ich werde fliegen können, weit, sehr weit — . . . ich verkaufe meinen Leib, um meine Seele zu erlösen, und Seele ist mehr als Leib . . .“ (S. 40) —

Auf dem Schloß erobert den Helden eine sinnliche Frau. Ein Jahr lang genießt sie seine „Pagenliebe“. Auch sie heiratet. Aber nicht das trifft ihn, sondern, daß er „das Kind in sich getötet“ und doch nur erfahren hat, daß auch haltlos gewährte und genossene Liebe seinem Suchen kein Finden gibt, keine Erlösung. (!) — Auf Marga folgt Ella. Das Verhältnis ist sehr sachlich, von ihm aus beinahe blasiert. „Es ist wenigstens ein Trost, daß Ella einen gesunden Körper hat . . . was wissen wir Klugen von der Seele? . . .“ (S. 122) Ella ist ein liebes, einfaches Mädel, Privatsekretärin, außerdem irgendwo im Osten verlobt. Dort wird sie einst bescheiden und treu als Gattin und Mutter ihre Pflicht tun. Jetzt aber lebt sie in aller Offenheit in einer glücklichen „Vorehe“ mit Harro. Er könnte sie heiraten, aber er

sucht immer noch nach einer Liebe, die erlöst, die die Zweiheit des Ich-Du-Verhältnisses hinwegnimmt.

Nach Jahren führt den gefeierten Künstler eine Tournee wieder mit Maja zusammen, der Frau, die seiner Seele am meisten verwandt ist. Er schlägt ihr Scheidung und Ehe vor; denn sie hat die Fernen nicht erobert und ist in ihrem Reichtum glücklos wie er in seinem Ruhm. Aber sie weist ab. „Wenn er mich gekauft hat, wie soll ich ihn betrügen um sein Gekauftes . . . Ich kannte den Preis, ich bin nicht getäuscht worden. Ich habe mich nur geirrt. . . .“ Das ist der sachliche Einwand. Noch ein anderes hält sie zurück, das Wissen, daß er in ihr doch nicht finden wird, was er hofft. „Das Letzte suchst Du, das nur der Tod geben kann, Gott willst Du in Dich fassen . . . Und das, Harro, kann ich Dir nicht geben, keine Frau. Aber Dein Fluch ist es, daß Du nicht aufhören kannst zu suchen, daß Du so unglücklich bist und glaubst, eine könnte es doch sein.“ Immerhin wird an dem ganzen Verhältnis deutlich, daß der Individualismus gegenüber der „Flucht“ reduziert ist.

Nach einem wehmütigen Besuch auf dem Schloß, dessen Insassen alt geworden sind, fährt Harro zum Danksagen und Abschiednehmen auch zu Ella, jetzt Frau Happek. Er findet sie in Frieden und erlebt eine Stunde melancholischer Idyllik. Dann wandert er, der Dreißigjährige, einsam in Nacht und Wald hinaus, „und seine Augen hingen an der staubigen Erde, als gehe er aus seinem Vaterlande in das Elend.“ (Romanschluß).

Um, in, und zwischen diese Episoden sind verflochten Personen und Gespräche, die mit deutenden Worten an die Rätsel und das Leid der Geschehnisse rühren. Der Titel des Romans stammt aus dem Namen des „Liedes von den Blauen Schwingen“, das als Stimmungsmotiv das Werk durchzieht. „Siehst Du, mein Bruder, Siehst Du mein Freund, Fliegen die Kraniche in einer blauen Kette dahin?“ Der Melancholie der Stimmung dieses Liedes entspricht Schwäche und Passivität der im Roman dargelegten Lebensanschauung. Ihre Sprecher sind Greise. Es ist eigentümlich berührend, wenn ein junger Dichter durch den Mund von greisen Menschen spricht. Der Krieg, der nach vielfachem Zeugnis das Gefühl unheimlich schnellen Alterns erzeugte, mag in dem Dichter gewirkt haben. Er wird auch sonst wesentlich ursächlich sein für den Gehalt dieses Traumbuches, soweit dieses nämlich als eine Ueberkompensation der brutalen Wirklichkeit der Front gelten darf.

Onkel Leberecht, der Vater Majas, ist Lehrer und hat vor der fremden Welt eine idyllische Zuflucht gefunden in seinem Gartenwinkel zwischen Weißdornhecken. Dort doziert er seine

Weisheit, deren Quelle der Pietismus ist. „Nur dann sind wir glücklich, nur dann. Am Anfang nämlich und am Ende des Lebens, wenn wir Kinder sind . . . du hast nur eins mitbekommen, was Dir allein gehört, das ist Deine Seele . . . Und Seelen blühen nur in der Stille. Gott ist in Dir, tief in Deiner Seele. Und wenn Du suchen willst, so suche in Dir, ganz in der Stille.“ Gott suchen ist die schlicht, ohne Begründung empfundene, eine Aufgabe des Menschen. Sie stellt sich vor den einzelnen mit dem Anspruch ganzer Fülle. Aber für diesen Anspruch verlangt der gemeinschaftsbewußte Mensch unserer Tage Modifizierung, weil solchem Gottsucher das Politische fehlt. Nie wird ihm verpflichtendes Gliedsein bewußt oder tätig. In dem ganzen Roman wird nie eine heischende Bindung außer an dieses einzelmenschliche, pfadlose Suchen nach Gott sichtbar. Dabei ist prätendiert, das ganze Leben eines hochwertigen Menschen auszuschöpfen. Denn wenn der Bericht auch mit 31 Lebensjahren abschließt, so weist doch am Ende nichts in eine andere Zukunft.

Nun ist Harro Künstler, und es wäre möglich, daß angestrebt wäre, darzustellen, wie sein Leben sich ästhetisch in einem Eigenbereich vollende. Worte eines anderen Alten, vom Kriege Gealterten, könnten in dieser Richtung bedeutsam sein. „Kinder erziehen, Geld verdienen, Korn säen (!): alles das ist Spielerei, sinnlos. Aber Geige spielen, das ist gut, tut nicht weh, vergeht und verklingt.“ (S. 71) An anderer Stelle heißt es von Harro: „Er wollte nur schlafen, ertrinken im All, in Wäldern und Wolken dahinziehen, aber ohne den Ring, der das Ganze zu einem Bewußtsein qualvoll zusammenschmiedete.“ (S. 166)

Aber dann wächst diese Sinngebung des Lebens aus Schwäche und Resignation. „Er wollte nicht mehr suchen, denn seine Füße schmerzten im Staube“ (ebenda). Das Künstlertum Harros ist zudem im ganzen Roman nicht be„deutend“, sondern nur Motiv der Stimmung. Allerdings ist der Stimmungsgehalt zusammen mit der Form — diese Relation ist notwendig — das Reifste des behandelten Romans, aber schließlich für ihn als Gattung nicht das Wesentliche. Zwar schreibt Wiechert in dem Begleitwort, daß das Lied von den Kranichen „Gestalt werden sollte in diesen Blättern“, aber er vergaß doch nicht das Grundelement des Romans: Sinnfindung. Im gleichen Begleitwort heißt es: „Und die Seele . . . — schrieb müde Worte, die am Sinn des Seins verzagten. Sie g a b ihn noch nicht der Wirrnis des Lebens, sondern sie s u c h t e ihn noch darin.“ Also ist absolute ästhetische Isolation mitnichten angestrebt, und was sich als Schwäche zeigte, ist es tatsächlich und als solche sogar zugegeben.

Die Weisheit des dritten Alten, an die Maja später erinnert,

des Onkel Felix im Schlosse, ist beschlossen in den Worten: „ . . . und am schönsten sind vielleicht die Lippen für uns, die wir küssen konnten und doch nicht geküßt haben“ (S. 63). Die Liebe von Mann und Weib ist der Brennpunkt des Lebens in dem Roman, der Knoten des großen Rätsels. Daher ist unbefangen diese Liebesweisheit als Lebensweisheit aufzufassen. Auch hier wird sichtbar Wiecherts Bildung, von der schon die Rede war. Die Ideologie des Sehnens und des asketischen Sich-Versagens der Erfüllung ist eine Begegnung von Aufklärung und Pietismus. Man denke an Lessings Gleichnis von den Händen Gottes, in deren einer Wahrheit und der anderen das Suchen nach ihr sind, und wie sich Lessing mit dem Suchen begnügt. Diese häufig festzustellende Befangenheit Wiecherts ist nicht erstaunlich, sie ist begründet in der Erziehung seiner engeren Generation.

Die Liebe als Ausfallstor zum Ewigen ist wunderlich genug aus einer Mischung von G- und H-Stil-Zügen erstellt, für die vielleicht die verschiedenen Zeiten der Abfassung und der Herausgabe Grund sind. Daß der irrationale Eros überhaupt zentral verwendet ist, ist G-Stil-typisch; sogar in der sachlichen Episode Ella ist Irrationalität des Eros nicht geleugnet, hat er sogar metaphysische Prätensionen. „Ich habe einen Klang gehört, den Anfang eines Liedes, und das Lied sang von der Erlösung. Aber es war nur ein Anfang. Auch bei ihr (Ella) ist es nur ein Anfang. . . . Die Zweiheit stirbt nicht, verstehst Du? . . . Wo ist der Weg zu Gott?“ — „Du bist ein Metaphysiker der Liebe, Harro“ (S. 136 f.). Demgegenüber mutet die sonst in diesem Liebesverhältnis betonte Sachlichkeit wie unecht angeflogene Doktrin an. „Es ist sehr anerkennenswert, Ella, daß du immer hübsch gekleidet bist. Nichts ist mir unangenehmer als Unordnung oder Unsauberkeit im Anzug.“ Diese Sachlichkeit könnte wirklich gerade in ihrer Betonung affektiert sein. Aber etwas Anderes ist in der Liebe des Romans, das wesentlich H-Stil ist, wenn auch weitgehend aus der an anderer Stelle erläuterten Passivität im ganzen erklärbar. Der ganze um Liebe kreisende Roman ist reine Gegenwart, ist völlig aus der natürlichen Bezogenheit zu Vergangenheit und Zukunft gelöst. Symptomatisch ist, daß in diesem Roman nie ein Kind empfangen und geboren wird. Dagegen hebt sich der G-Stil im „Totenwolf“ ab, besonders der zukunftsgläubige Ausgang.

Nie kann eine Analyse so angelegt werden, vor allem die eines so vieldeutigen Buches, daß alles zu ihr „stimmt“, daß alles Dazugehörige in jeder Nuance einbezogen ist. Aber ihre allgemeine Richtigkeit bestätigt das schon angeführte Urteil des

Dichters selbst, indem er sagt, daß seine Seele den Sinn in der Wirrnis des Lebens noch s u c h t e , ihn noch nicht g a b. Harro ist der Welt nicht gewachsen, er hat ihre Ordnung nicht aus seinem persönlichen Eingeordnetsein heraus erkannt.

Die Schönheit des Buches aber erwächst aus der Harmonie der Stimmung, zu der die ungelöste Problematik nur melancholisches Requisit zu sein scheint.

Geklärt ist auch das andere Dilemma von der Grenzenlosigkeit und Enge. Grenzenlos ist die Sehnsucht und das Suchen. Sie bleibt so — weil Erfüllung Grenzsetzung bedeuten würde — gerade durch die Verengung auf das Individuum und das Mann-Weib-Verhältnis, ohne die Erfüllung möglich geworden wäre.

„Der Knecht Gottes Andreas Nyland". 1926

I. Teil.

Der Waldroman hatte die Natur wiedergewonnen, der „Totenwolf" die Nation. „Der Knecht Gottes Andreas Nyland" [10]) sucht dazu Gott.

Der hier zu behandelnde Roman ist ein Gegenstück zu dem Roman vom Totenwolf. Vom Totenwolf und vom Knecht Gottes wird auf zwei polar sich entsprechende Arten versucht, menschliches Dasein zulänglich auszufüllen durch Findung und Meisterung einer großen Aufgabe. Die Dichtung will erfüllte Wirklichkeit mahnend der Hohlheit entgegenstellen wie eine reife einer tauben Frucht. Es gelingt nicht ganz, weder im „Totenwolf" noch in dem anderen Romane, aber schon ist da, über die Erkenntnis der Hohlheit des Gegenwärtigen hinaus, ein großes Wollen zu erfüllen und die Bereitschaft, der Erfüllung das heroische Opfer zu bringen, der Totenwolf kämpfend, der Knecht Gottes leidend. Diese gegensätzliche Bezogenheit auf dasselbe Ziel, den doppelten Versuch zum Sinn des Lebens durchzustoßen, hat Wiechert in einem Gedicht formuliert, das dem Nyland-Roman voransteht, aber schon über ihn selbst aussagt.

Dem unbekannten Gott.

Und willst Du weiter Dich versagen: — Versage Dich . . . ich kann nicht mehr. — Ich hab' die Schale Dir gefüllet — Mit Blut und Leid . . . jetzt bin ich leer.
Ich hab' das Schwert auf Dich geworfen, — Ich nahm das Kreuz: Dein Lächeln blieb. — Mein Haß wie meine Liebe gingen — Durch Deine Ferne wie ein Sieb.

[10]) Zu dem Namen des Helden vgl. den literarischen Bund der „Werkleute auf Haus Nyland", begründet von J. Winkler, J. Kneip und W. Vershofen, und Winklers Erzählung „Haus Nyland" (1929).

Ein Bettler bin ich ganz geworden, — Von keinem Sterne fällt mir Glanz, — Und stäubend über meine Stirne — geht Deiner ew'gen Füße Tanz.

Da ist zunächst von Bedeutung, daß der Sinn des Lebens als Aufgabe, und zwar vor Gott, selbstverständlich gesetzt wird; Gott und Aufgabe sind per se nota. Das geht aus dem Gedichte selbst nicht zwingend hervor, denn der hier selbstverständlich angenommene Gott könnte an anderer Stelle mühsam gefunden worden sein. Das ist er aber faktisch nicht, sondern Gott ist unvermittelt da. Seine Existenz ist so wenig disputiert wie die von Bäumen etwa. Das ist so in dem gesamten Werk Wiecherts. Es steht zwar in der „Geschichte eines Knaben“ [11]): „In diesem Frühjahr kamen sie überein, daß ‚die Sache mit dem lieben Gott‘ bedenklich stehe.“ Aber da ist nur ganz unberührt und unernsthaft von Schuljungen-Problematik und -auflehnung die Rede. In Wahrheit gibt es das Problem der Existenz Gottes für Wiechert nicht. Und in allen Romanen ist die Bezogenheit auf ihn ein aktivierendes Element.

Die problemfreie Erkenntnis Gottes (als existent) mit unmittelbarer Evidenz wie auf Grund einer natürlichen Offenbarung ist wesentlich romantisch im Sinne Hübeners,[12]) wenn dieser als Merkmal für Romantik das Blühen „primitiver“ oder „vegetativer“ Seelenschichten annimmt. Den primitiven Völkern, die in einem „romantischen“ Naturzustande darin sind, ist, wie alle Erfahrung lehrt, die Existenz eines Göttlichen nie zweifelhaft gewesen. Ihre Seele, in der tiefe Schichten durch ratio noch nicht gehemmt waren, faßte seine Erkenntnis in einer natürlichen Schau, die sich zum Mythos verdichtete. Ein Wiederauferstehen der hier tätigen Seelenschichten aus der Verschüttung durch die ratio sieht Hübener in den romantischen Perioden und Menschen. Seine Gedankengänge decken sich sogar mit Formulierungen Wiecherts aus dem Roman selbst: „Die Verschüttung des Heiligen, wiewohl durch Jahrzehnte tiefer und tiefer sich senkend, hatte die letzten Gründe des Blutes nicht erreicht, das Erdverschwisterte, das in unendlicher Geschlechterfolge rückwärts lief bis zu dunkler Ahnung der Alleinheit“ (S. 263/64). Die lebendige Verbindung des neuen Naturgefühls und der Gottidee wird hier sichtbar, die, nicht überraschend, pantheistisch affiziert ist.

Gott, der im Walde oder in den Augen eines Kindes erfahren wird, ist trotz der pantheistischen Färbung in seiner Wesenheit

---

[11]) Novelle in dem Band: Der silberne Wagen.
[12]) Deutsche Vierteljahrsschrift f. Lit. 1932/33.

noch nicht erkannt, und so auch nicht der Dienst, den er dem Menschen auferlegt. Die Verpflichtung zu einem solchen Dienst aber ist zugleich mit der Existenz Gottes gesetzt und wird auch übernommen. Mit dem letzten Einsatz, mit Blut und Leid, wird die Schale des Lebens gefüllt. Aber auf welche Weise man sich in diesem Dienste r i c h t i g einsetzen muß, um Gott Genüge zu tun, das ist als Problem der menschlichen Daseinserfüllung gesetzt. „Größeres kann dem Menschen nicht beschieden sein, als daß er den Ring vollende, den Gott mit ihm gewollt" (Wiechert, in der „Neuen Literatur" 1933).

Den gottgewollten Ring versucht Wiechert im „Totenwolf" und dem Nyland-Roman aufzuspüren. Die beiden Werke sind in dem Sinne Experimentalromane, als in beiden jeweils der Held ihn zu erkennen und zu vollenden suchend ausgesandt wird. Zuerst betritt der Totenwolf den Plan mit Haß gegen das Böse gerüstet, das Schwert in der Hand. Aber seine Art zu schreiten läßt nicht die Füllung eines vollen Menschenlebens zu, da sie das Gefäß zersprengt. Er m u ß jung ein Ende finden wie bezeichnenderweise alle Helden Wiecherts vor dem Jürgen Doskocil. Wolfs Nachfolger ist Andreas Nyland. Er ist ebenso der Dichter selbst wie jener. Wiechert hat das Schwert auf Gott geworfen und ist jetzt gerüstet mit der Liebe zum Geschöpfe Gottes, und leidbereit hält er das Kreuz in der Hand. Heroisch ist die Haltung hier wie dort. Der interpretierten Romantik entspricht es, daß sie nicht auch „ritterlich" ist. Wolf und Andreas sind an sich in der Grundhaltung nur sehr wenig verschieden. Zwar lebt der eine im Haß und der andere in der Liebe. Ein objektiver Gegensatz wäre aber nur dann da, wenn sich die verschiedenen Haltungen auf den gleichen Gegenstand bezögen. Aber Wolf kämpft gegen die steinerne Stadt, würdelose Schwäche, Untermenschentum, und Andreas leidet heldisch für die mißhandelte Natur und den verratenen Gott. Der eine kämpft gegen das Böse, der andere leidet für das Gute. Sie sind Brüder. Als auf den „unbekannten Gott" ausgerichtet ist beider Weg bezeichnet, und in beiden Büchern ist das Objekt des über sich selbst hinaus tätig werdenden Menschen die „deutsche Seele".

In dem Gedicht ist schon vorweggenommen, daß ebenso wie der Totenwolf auch der Knecht Gottes nicht zu einem erlösenden Ende kommt. Das Lächeln Gottes bleibt, das Rätsel ist nicht gelöst. Der Mensch aber hat sich leer gegeben in maßlosem Haß und übergroßer Nächstenliebe, er ist ein Bettler geworden, der seine Habe Gott hingegeben hat. Aber sie hat keinen Boden gefunden, und das Opfer scheint nicht angenommen zu sein. Und der Mensch liegt am Boden, über seine Stirne gehen stäu-

bend Gottes Füße.

An diesem Schlußbild leuchtet mit einem Male auf der notwendige Grund des ergebnislosen oder doch -armen Endes der zwei großen Versuche. Erst in dem Schlußbilde des im Staube Liegenden ist D e m u t, die notwendige Verhaltung des Menschen gegenüber Gott.

An Gott ist eine F o r d e r u n g gestellt, die Forderung, sich zu erkennen zu geben. Dieses ungeheuerliche Verlangen ist erst klar herausgestellt in dem vorliegenden Nylandroman; aber das Gedicht gibt sich auch als Schlüssel für den Totenwolf, in dem aber tatsächlich ein brennendes vaterländisches Interesse [13]) die Nation, die „Rettung der deutschen Seele" als vorherrschend akzentuierte. An der unbescheidenen, am Können nicht kontrollierten Maßlosigkeit des Wollens brach ja auch diese Bahn des Totenwolfs zu früh zusammen.

Beide Romane sind wie Jugendwerke. Der Verfasser ist zwar schon im Mannesalter, aber er steckt mit diesen Büchern tief im G-Stil, dem jugendlicher Wille, der promethidenhaft zum Himmel greift, elementar zu eigen ist. Insofern sind der Totenwolf und der Knecht Gottes jünger als das müde Erstlingswerk „Die Flucht".

Wenn ich das Wort „Experimentalroman" gebrauchte, so müssen doch alle Assoziationen ausgeschaltet werden wie wissenschaftliche Nüchternheit, Doktrin oder impassibilité, die leicht auftauchen, weil man sogleich an die Naturalisten denkt. Es ist klar, daß, wenn ein Dichter und Expressionist experimentiert, er sich selbst als Versuchsobjekt preisgibt und seine eigene Existenz an das Experiment wagt. Das Gedicht sagt es deutlich genug.

Ich setze an diese Stelle noch einige Sätze Hans Grimms, der Gerechtigkeit wegen, weil sie eine andere Begreifensmöglichkeit dessen aufzeigen, was ich als Fehlen der Demut bezeichnete. Grimm schreibt [14]): „Zwei Worte gehören über den Arbeitstisch des Schriftstellers, jener leidenschaftliche Satz Hölderlins: „Wir sind nichts, was wir suchen ist alles" und Jakobs kämpfende Bitte: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn". — Ist es nicht überraschend, wie Wiechert als Dichter im Sinne Grimms dem kämpfenden Jakob so ganz entspricht? Aber Grimm gibt der kämpferischen Gebärde sogleich die Demut zu. „Wir (die Dichter) sind Menschen, die von Gott über ihre Kraft gebraucht werden. Das Gelingen ist sein Gelingen und steht außer uns; aber daß wir ein bequemes Glück gering achten, und daß wir uns

[13]) Das Buch ist geschrieben zur Zeit der Freikorpskämpfe.

[14]) „Ueber mich selbst"; in dem Band: Der Schriftsteller und die Zeit. (s. L.-N.)

ringend bis zur Verzweiflung hergeben, das ist unsere Angelegenheit.“ Diese Angelegenheit macht auch Wiechert zu der seinen; aber seine Prätensionen sind stolz. Er wird zu Boden geworfen, und so sehr zerbricht dann der Stolz, daß im nächsten Werk Wiecherts fatalistischer Determinismus gepredigt wird. (Kleine Passion).

Das Ergebnis seiner Arbeit ist indes nicht so beschämend gering wie in des Dichters nachschauender eigener Beurteilung. Ihm erscheint sein Tun dem des Sisyphus gleich. Das ist im „Totenwolf“, der mitgemeint ist, noch nicht spürbar. Da hält bis zum Schluß der heroische Schwung durch. Vielleicht darf man zur Erklärung wieder die jeweilige zeitgenössische Umwelt heranziehen. Der „Totenwolf“ war in den lebendigen innerdeutschen Kampfjahren entstanden. Schon in den „Blauen Schwingen“ hatten wir Gelegenheit, auf die dann folgende politische Apathie (wenn auch zugleich kommerzielle Rührigkeit) hinzuweisen. Das ist auch die Zeit der Vollendung des Nyland-Romans und der Entstehung des Gedichtes „An den unbekannten Gott“, in dem der „Totenwolf“ von dem entmutigten Dichter gesehen wird, während ihn der stürmende geschrieben hat. Tatsächlich ist ja schon viel von Wiechert bis dahin erreicht, Gültiges ausgesagt; der „Totenwolf“ ist ein positiver Roman, und auch im „Andreas Nyland“ ist nicht die Ergebnislosigkeit der Flucht, wenn auch den großen Zielsetzungen Unerfüllbarkeit im ganzen schon immanent ist.

Der Inhalt des Romans sind die Stationen auf dem Wege des Andreas Nyland, der leiden will, um Leid zu löschen, und so zu Gott zu kommen hofft. Andreas Nyland ist Kandidat der Theologie, später Vikar. Seine Seele ist gewachsen in der masurischen Heimat. „Es ist ein dunkles Land, und die Menschen sind sehr still, und die Vögel singen trauriger als anderswo.“ Die einzige und tägliche Lesung der Mutter Andreas' ist das Leiden Christi. Dann haben Krieg und Gefangenschaft der Seele des Helden sich schmerzhaft eingeprägt.

Bei der Heimkehr aus dem Krieg findet er nur Leid, das nach Hilfe verlangt. „Am Kreuz hing das deutsche Herz, und das Blut floß über den Stamm. Niemand war da, es zu trocknen. Nach Wasser schrie es, nach Bruder und Gott. Aber sie gaben ihm Wahlrecht und Verfassung, und Tarif und Gleichheit. Steine gaben sie ihm und Papier.“ Es sind nicht viele, die zu jener Zeit so geschrieben haben.

Der Weg, den Andreas gehen will, ist von heroischer Größe, sein Kampf gilt der Trägheit des Herzens. „ . . . ich will Christi Nachfolger werden. . . . Das heißt nicht gut essen und trinken

und zu den Hungernden sprechen: „Murret nicht, Gott weiß schon, wozu es gut ist", — und wenn dein Volk ein Kreuz trägt, blutend und keuchend, so stelle dich nicht auf die Kanzel oder an den Schreibtisch und predige: „Schwer liegt Gottes Hand auf uns, aber wir müssen zu ihm vertrauen", sondern wirf dein Tagewerk von dir, dein Essen, dein Kleid, deine Liebe, und nimm ein anderes Kreuz und sage: „So, nun wollen wir beide tragen" —. Hier gewinnt das Mitleid wieder ideale und heroische Füllung. Die Verwandtschaft mit dem neuen Naturgefühl in der partizipierenden Teilnahme ist deutlich.

Andreas war immer schon ein irrealer Träumer, „weil die Dinge in mir waren und nicht außer mir" (S. 14). Das befreit ihn zwar von der ungültigen Sachlichkeit, die bequem die Dinge nehmen will, wie sie sind. Aber da er die Dinge nur in sich hat und er doch überreizt ist, und die Dinge auch außer ihm faktisch sind, gelangt er gar nicht zu einem objektiv vernünftigen Handeln. Ein seltsamer irrender Ritter zieht er durch die Welt.

Es geht nicht an, die gesamten Versuche Andreas', Leiden zu erlösen und Gott zu erkennen, die in dem zweiteiligen Werk erzählt sind, nachzuzeichnen. Die Analyse des einen Romans müßte den Umfang einer Dissertation annehmen. Bericht und Wiedergabe einiger ausgewählter Abenteuer und Aussprüche können sein Bild und Wollen genügend deutlich machen. Aus seiner Jugend und aus Krieg und Gefangenschaft leben in Andreas quälende Vorstellungen, die sich bei Nacht zu grauenhaften Träumen verdichten. Um die Unruhe seines Herzens zu bannen, beginnt er seinen seltsamen Weg. In einer stürmischen Nacht befreit er die ihm verschwisterten Tiere des Zoologischen Gartens aus ihren Käfigen. Aber dieser Versuch beschwichtigt die Stimme des Inneren nicht. Er muß noch den Heiland ans Licht holen in einer symbolischen Handlung. In seiner Heimat hat er als Kind ein silbernes Kruzifix aus der Kirche gestohlen und, da der Heiland seine Mutter nicht heilte, ihn im Walde vergraben. Diese Tat ist nicht weniger seltsam, d. h. außer der gewohnten Ordnung des Tuns und Wertens wie die Befreiung der Tiere, und das Zeitalter hätte sicher für sie gern und eifrig ein verstehendes Verzeihen bereit gehabt. Hier aber sind die Dinge mit einer mittelalterlichen Objektivität gesehen, und die Tat macht die Sünde. Andreas tilgt sie nur durch Wiedergutmachung und öffentliches Bekennen. Danach erst fühlt er sich berufen, als Knecht Gottes zu wirken. Im „Haus des Leidens", dem Sägewerk, in dem Bäume und Menschen gemartert werden, arbeitet Andreas in den Ferien. Er belädt sich dort mit dem

Schicksal Jons', des litauischen Bauern, dem sie Hof und Acker genommen haben und der sich als Sklave an der Maschine fühlt, die er bedient, und seiner Gefährtin Grita, die am Rande der Verzweiflung steht; denn die Kinder rufen in der Nacht, die sie nicht gebären darf, da sie verhungern müßten.

Grita wird vor dem Sprung in den Strom nur bewahrt durch den Glauben an die Erlösermission des Andreas. Man braucht zu dieser Mission „nur ein Herz", wird gesagt, „keine Hände und Füße, nur ein Herz". Das ist G-Stil. Die antithetische Sachlichkeit wird gerade sagen: „Hand und Fuß!" und wird — in ihrer reinen Form — jedes Handeln, in dem Wirken des Herzens spürbar wird, als sentimental etikettiert beiseite legen. So stark ausgeprägt wie der G-Stil ist der H-Stil in der Dichtung Wiecherts auch später nie. An dem G-Stil hat Wiechert mitgeschaffen, vom H-Stil hat er nur Züge genommen.

Nach bestandenem Examen fährt Andreas zu seiner Braut, um sie zu fragen, ob sie eine Magd Gottes werden wolle an seiner Seite, und wird fortgeschickt als ein Narr. Aber das kümmert ihn bezeichnenderweise nicht. Ihm ist auf seiner „Fahrt zu Gott" bedeutender die Begegnung mit dem greisen Pilger, den die Frage eines Kindes: Wohnt hier Christus? ausgeschickt hat auf die Suche nach ihm. Das Kapitel ist reich an expressionistischen Detailzügen. Ich zitiere nur zwei charakteristische Gebärden. Die eine geschieht im Kreise der Familie der Braut. „Sie starrten ihn schweigend an, wie er die Hände schmerzvoll faltete und die Augen schloß, als ringe er im Gebete um eine Gnade." — Dann ist Andreas auf der Heimreise. Auf einem Floße trägt den Knecht Gottes der Strom hinweg. „ . . . aber immer noch kniete Andreas Nyland neben dem schweren Ruder, die Arme hoch und weit nach den verglühenden Dünen gehoben, und seine entrückte Seele, alles Iridischen sündlos und gierlos entbunden, flüsterte mit lächelnden Lippen: ‚Gott . . . mein Gott! . . . o Du mein Glühender, mich Verbrennender!' " (S. 89). Diese Stelle ist im übrigen kennzeichnend für die ganze nicht begrifflich gefaßte Gottesvorstellung.

Es sind nicht nur diese beiden, sondern es ist die Gebärde als solche für den Expressionismus und für Wiechert charakteristisch. Die Gebärde ist aber weiter nicht nur in dieser ausgeprägt expressionistischen Epoche, sondern bleibt immer ein viel gebrauchtes Ausdrucksmittel Wiecherts. An diesem Merkmal zeigt sich einmal mehr, wie seiner Artung wesentlich verwandt tatsächlich das ist, was Christiansen G-Stil nennt. Aus dieser Zugehörigkeit läßt sich auch die günstige Prognose Chr.'s für den M-Stil, der Elan und Gut des G-Stils übernimmt, auf

Wiechert beziehen. Eine vorläufige Bestätigung wird am Jürgen Doskocil aufzuzeigen sein. In diesem Roman ist auch wieder die Gebärde auffallend häufig. Sie ist nicht etwas, das das Wort ersetzt, sondern das über es hinaus mitteilfähig ist. Mitteilfähig wiederum nicht für nuancierte Subtilitäten, für die moderne Wortkunst Ausdrucksmittel gefunden hat, sondern die Gebärde dient bei Wiechert zur Mitteilung urgründiger, primitiver Gefühle und Empfindungen, die nicht wortreif sind. Auf die Bedeutung der Gebärde im Zusammenhang der Anthropologie überhaupt ist in der Einleitung verwiesen.

Nach Abschluß der Studien und nachdem er alle hindernden Bindungen gelöst hat, beginnt Andreas seine große Erlösermission im „Reiche des Bösen". Er betritt es, indem er als „Flurhüter" auf den Gutshof Bulcks geht, anstatt seine Vikarstelle anzutreten; denn wenn irgendwo, dann ist im Reich des Bösen der Ort, seines ‚schildes ambet' zu walten. Bulck, der Herrscher, ist nicht der Urböse. Er hat zuviel Geld und zuviel Energien. Seine überschüssige Kraft entlädt sich in einer exzentrischen Lebensführung. Jeder Einfall, der die Oede des Daseins in irgendeiner Weise beleben kann, wird ausgeführt, und dabei werden Dinge und Menschen gemäß der ihrer Käuflichkeit zukommenden Verachtung gebraucht. Im Grunde ist er ein désabusé, der zu lebendig zur Resignation ist. Seine Tochter Martha ist eine exzentrische Gestalt animalischer Weiblichkeit. „Jochanaan" nennt sie den Andreas, der sich ihr entziehen will. Ein Lump von jeder Seite ist der Hochstabler Traugott Kascheike, der Sekretär Bulcks. Er ist der böse Gegenspieler. An satanischer Bosheit wird er nur noch übertroffen von dem trinkenden Krüppel Potor, dem einzigen unehelichen Sohne Bulcks, den er bei sich hat, weil er so interessant ist, „nicht nur wegen seiner Rückenmarkschwindsucht, sondern weil er ein Teufel ist." Man kann nicht sagen, daß die Gestalten ohne Leben sind, aber sie sind in expressionistischer Manier ausgewählt und überzeichnet.

Bulck hat sich zu seinem Geburtstag ein eigenartiges Geschenk erbeten. Jeder Hausgenosse soll eine Geschichte erfinden, die man ausführen kann „und wobei man schneller atmen muß . . . was das ganze Haus oder mein ganzes Gut mit Dynamit lädt". Das grausigste erfindet Potor, aber den Preis — 31 Silberlinge und einen Strick — erringt Kascheike. Bulck soll nach seinem Plan 30 Morgen Land als Preis aussetzen und die Leute des Hofes in Gruppen darum wettpflügen lassen, ohne Pferde. Kascheike erläutert: „Die Suche nach dem Stärksten beginnt, die Zerspaltung der Familie zum Beispiel, die Auflösung von Freundschaften, das Locken mit den stärksten Mitteln, das

Suchen nach Fallstricken, nach Hinterlist, nach Uebertölpelung: ein Chaos beginnt. . . .“ Dazu kommen noch schmückende Einzelheiten. Der Kern der Sache aber ist: „Es ist eine Menschen- und Tiergeschichte. Aus Hunger steigen sie ein wenig hinab und spielen ein bischen Pferdchen. Das ist es.“ Vergebens kämpft Andreas dagegen, daß Pflug und Acker, das „Heiligste, das wir haben“, entwürdigt wird. Das, was der Gegenspieler will, wirft ein Licht auch auf das, was ihm gegenüber der Held des Romans verficht.

Am Abend des „Menschenfestes“ ist alles betrunken. Auch Andreas betrinkt sich, um den Preis von 60 Morgen Ackerland für Jons und Grita. Schon bei diesem Kelch quält ihn der Zweifel, ob er Sünde mit Sünde löschen dürfe. Ein typisch expressionistischer Konflikt. Mehr Konflikt noch bringt der andere Kelch, den er um Bulck und Martha trinkt. Kascheike ist bei Unterschlagungen ertappt und erklärt nun hohnlachend, er sei immun, denn Martha erwarte von ihm ein Kind. Aber Andreas bekennt sich fälschlich schuldig und heiratet Martha. Zwei Dinge bedrängen ihn. Er hat eine Lüge auf sich genommen und grübelt, „ob das Leiden Größeres verlangen dürfe als die Wahrheit“. Am Tage der Trauung befreit er sich dadurch, daß er Bulck, der halbseitig gelähmt ist seit der Scene mit Kascheike, den wahren Sachverhalt bekennt. Der andere Zweifel ist, ob nicht sinnliche Begier ihm den Kelch des Leidens vergifte. Aber er kann bald das Unbegründetsein dieser Sorge bewähren. Denn am Abend des Hochzeitstages eröffnet Martha ihm, daß sie in der Stadt das Kind Kascheikes in ihrem Leibe hat töten lassen; es war nur ein willkommener Anlaß, Andreas zu gewinnen. Aber da versagt er sich ihr. Noch in der Nacht verläßt er den Hof.

Das Jahr im Reiche des Bösen hat Andreas müde gemacht, und es ist wie ein Verliegen, wenn er jetzt seine Predigerstelle bei dem greisen Pfarrer Reimarus, dem Trinkgenossen Bulcks, antritt. Aber wenn er diese Periode auch als Abweichen vom Wege empfindet und bald abbricht, so hat sie ihm doch bedeutende Bereicherungen gebracht. An einer verödeten Brandstelle findet Andreas ein verlassenes Geschöpf, einen Hund, den er Anima nennt, denn er ist ihm zum Symbol der deutschen Seele geworden. Das abgebrannte Haus ist das deutsche Haus, „und verachtet, frierend, hungernd, von Steinwürfen gescheucht, blieb zurück, was in seiner Treue sich nicht losreißen konnte, was keine Vorstellung hatte von einem neuen Haus, einer neuen Zeit; das Kind, die Seele, das Sinnbild der Armut und der Not“ (S. 205). — In den Augen eines Kindes sieht Andreas das Antlitz

Gottes, und das Urteil Gottes hört er aus dem Munde eines Betrunkenen, des Reimarus nämlich. Reimarus ist im Rausch Zuhörer und Zuschauer von Disputationen zwischen Gott und dem Teufel. Er berichtet Andreas, was der Teufel auch von ihm weiß. Daß der Knecht Gottes für sich leidet, nur für sich, daß im übrigen er jetzt doch ganz behaglich lebt und es nur noch weniger Jahre bedarf, „und es donnert und säuselt von seiner Kanzel."

Andreas fühlt sich nach den Erlebnissen dieser Zeit wie Lazarus, der aus dem Grabe erweckt wurde. Die neuerliche Erweckung ist an verschiedene Dinge gehängt, die sie bewirken. Aber alle diese Dinge haben ihre wirkende Bedeutung doch erst von der Unruhe dessen, der sich von ihnen erweckt glaubt. Andreas macht aus den Dingen Symbole, und Reimarus macht ihn beim Abschied auf die Gefahr aufmerksam, daß er über der Pflege der Symbole die Tat am Symbolisierten vergessen könne. Und eine andere Mahnung gibt er Andreas mit, daß, wenn er jetzt ausziehe, um dem deutschen Volke den Heiland auszugraben, wie er vorhat, und das Volk Hosiannah rufe oder Kreuzige!, er nicht glaube, der Messias zu sein, immer nur der K n e c h t Gottes. Es ist eigentümlich, daß sich solche Mahnungen zur Demut wiederholen, ohne in der Tiefe wirksam zu sein. Es liegt vielleicht darin, daß Gott zu sehr nur im Bilde geschaut ist, ein Bild seiner Größe aber nie entspricht, von der nur in der Vorstellung des Vollkommenen, Unveränderlichen eine Ahnung ist, die jene echte Demut erwachsen läßt, wie sie etwa in den Konfessionen des heiligen Augustinus uns begegnet.

II. Teil.

Um zu seinem neuen Kreuzzug besser gerüstet zu sein, — im Reiche des Bösen hatte es keinen eigentlichen Sieg gegeben — geht Andreas wie Christus, der in die Wüste ging, in das Schweigen der Wälder. In breiter Darstellung ist „der Mann in der Oede" geschildert und mit einer Inbrunst, die anzeigt, wie sehr hier der Dichter bei sich selbst ist. „Der Atem fügte sich dem großen Wehen der Wolken und Wälder, das Ohr vernahm die ergreifende Mahnung des Lautlosen, der Mensch glitt aus den Räumen der Erde in die verschollenen Bezirke seiner Nichtigkeit. Langsam tauchte der Knecht Gottes aus der Wirrnis der Tage in die Bereitung zum Ewigen." (S. 260).

Den neuen Leidensweg beginnt Andreas in der Hauptstadt. Er besucht dort einen Amtsbruder und Abgeordneten, dessen Rede im Reichstag über die Besserung der Welt durch Rückkehr zu Christus er angehört hatte, und hält ihm die tätige Nachfolge

des leidenden Christus entgegen. Natürlich begegnet ihm der Pfarrer wie einem Wanderpropheten. Aber schließlich ist er doch betroffen von dem echten revolutionären Pathos. Ein Einwand, der jedem umstürzenden Versuch immer wieder gemacht wird, widerspricht Andreas mit einer Behauptung, deren Richtigkeit die innerdeutsche Entwicklung heute bestätigt. Der Abgeordnete meint: „Einreißen ist leichter als aufbauen, Herr Nyland." Und Andreas antwortet: „Sie sagen es alle, und sie wissen wohl nicht, daß es eine große Lüge ist. Ein Gedicht zu verbrennen ist schwerer als eins zu schreiben." Es hat sich bei uns gezeigt, wie schwer Verkehrtes zerbricht, da immer irgendwelche Interessen es halten, und daß einer, der aufzubauen vermochte, es nicht konnte, ehe er nicht in einem großartigen Kämpfen niederriß. Und ist nicht tatsächlich jetzt in einem Jahre mehr aufgebaut als in einem Kampfjahr niedergerissen werden konnte! Wiecherts Roman prophezeit eine solche Entwicklung. — Die soziale Frage und die Versuche, sie zu „lösen", werden in einem ähnlich glücklichen Bilde von Andreas gekennzeichnet. Er spricht von dem Hause, das sich die Menschheit des 20. Jahrhunderts erbaut habe, und das rissig sei und brüchig in den Fundamenten. Es gibt aber immer noch angenehme Wohnungen in diesem Hause, und die sie bewohnen, sträuben sich, es einreißen zu lassen. Wenn aber jene, die im Keller wohnen müssen, allzu mächtig drängen, wird von Zeit zu Zeit ein großartiger Wohnungstausch organisiert, und in den Keller kommen immer die Machtlosen. Man gibt ihnen einige Beruhigungspulver, gemischt aus hohlen Worten wie „die Idee des Fortschritts oder die Realpolitik oder die sogenannte Ueberbrückung der Klassengegensätze oder das sogenannte „Christentum". In Wiecherts Bild sind die bürgerlichen „Weltanschauungen" so qualifiziert, wie der Marxismus Weltanschauungen überhaupt zu sein behauptet: „Weltanschauungen sind Ideologien zur Rechtfertigung der besonderen Interessen in einer typischen Situation." So formuliert Jaspers knapp diese Auffassung.

Andreas will eine radikale Neuordnung, die sich kühn mit der Umformung des Antlitzes der Erde durch Christus vergleicht. Da ist wieder die maßlose Großartigkeit im Wollen, die den Grund des Mißerfolges in sich birgt. Christi Nachfolge ist undemütig begriffen wie ein Gleichsein mit ihm. Deshalb wird auch der Pfarrer wieder ruhig gegenüber den Vorwürfen gerade im Anblicke des Gekreuzigten und weist Andreas zurück. An sich ist es ja eigentümlich, daß in dem Buche selbst über den Christusjünger ein Mensch ihn abweisen kann sozusagen im Namen Christi. Das macht, daß das Buch von einem Zweifeln-

den, nicht von einem Glaubenden geschrieben ist. Durch verzweifeltes Wollen ist versucht, die zweifelhafte Situation zu retten, was notwendig erfolglos ist; denn des Andreas Beginnen ist luziferisch. Er selbst gibt einmal in dem Gespräch mit dem Pfarrer seiner Prätension und seinem Zweifel Ausdruck: „Wenn ich wüßte . . . wenn es wahr wäre, daß der Mensch zu klein ist für Gott, . . . daß er sterben muß, wenn er ihn aufnehmen will in seine Brust." (S. 281).

Die Oede hat Andreas doch noch nicht zu einem Knechte Gottes gemacht. Das bringen ihm die Abenteuer des zweiten Teiles zum Bewußtsein; und diese Erkenntnis bringt ihn dazu, dann für immer in die Einsamkeit der Wälder zu gehen. Zu einer bescheidenen Aufgabe hält er sich nun nicht einmal mehr geeignet da die Rüstung, die er damals angelegt zu haben glaubte, „aus Glas" war. Die Begegnung mit dem Abgeordneten ist nur ein Gespräch, das vorbereitend Zweifel weckt an der begonnenen Mission. Die gleiche Wirkung hat die „Beichte des Amadeus". Amadeus ist ein ehemaliger Philologe, jetzt Journalist. Andreas hat ihn betrunken von der Straße aufgelesen. Er ist Zyniker wie Kascheike, aber nicht aus Bosheit wie dieser, sondern in der modernen Form von Weltschmerz, deren berufsmäßiger Repräsentant E. Kästner war. Die Hoffnungslosigkeit ist wie oft bei Weltschmerz-Erscheinungen nicht ohne ein tröstendes Pathos. „Die verlorenen Söhne kehren heim, aber die Söhne der Verlorenheit bleiben draußen, und die Wüste begräbt sie." (S. 312) Zu solchen Sätzen raucht Amadeus kunstvoll Zigaretten und ist dadurch insofern moderner als Andreas, als er die inneren Spannungen, wenn er sie auch ausnahmsweise in Worten enthüllt, doch durch keine Miene und Gebärde erkennen läßt. In Aamadeus tastet schon der H-Stil vor; hier ist er noch charakterisiert als Stil der Resignation, ja der Verzweiflung. Später gibt er sich als der Stil der Vollendung. — Großartig ist die Amadeus Apostrophierung des Bürgers, der von Wiechert immer feindlich visiert wird: „. . . das ist der Mann des Jahrhunderts, die Wanze des Tempels, der Tausendfuß des Erdkellers, das ist der Bürger, mein Freund, verstehst Du? Einfach der Bürger! Wozu ein Attribut? Der Teufel hat auch keins."

Amadeus' zynische Skepsis zerstört mehr als die Worte des Amtsbruders die Sicherheit des Knechtes Gottes. Am stärksten aber erschüttert ihn der Tod Tamaras. An ihr erlebt er ein offensichtliches Fiasko. Sie hat das Vertrauen gehabt, daß er in Erfüllung seiner Mission ihr helfen werde. Da er es nicht tut, nicht kann, vergiftet sie sich. Sie hat ihr Kind erwürgt,

das die Frucht einer Vergewaltigung war; ihre Tat lebt in ihrer Vorstellung als Gottesmord, und ihr Verlangen an Andreas ist, daß er Gott in ihr wieder zum Leben wecke. Wie richtig die Situation zunächst gesehen ist, zeigt die Abwehr Andreas' mit den Worten: „Wir haben beide nicht gewußt, Tamara, wie nahe Gott an Wahnsinn steht." (S. 322) Es kommt hinzu, daß Tamara auffallend häßlich ist, und ihr erotischer Hunger angedeutet wird. Trotzdem fühlt sich Andreas schuldig nach ihrem Selbstmord, und er grübelt, warum der Tod unter so vielen „Toten" (vgl. „Leichen" im „Totenwolf") diese „Lebende" sich auswählte, und er will Tamara begraben wissen wie eine Heilige.

Daß es gefährlich sein kann, Gott zu sehr im Bilde zu sehen, überhaupt zu symbolisieren, wird in dem Kapitel Tamara wieder deutlich. Man wird auch darauf die Warnung des Pfarrers Reimarus vor dem Symbol beziehen müssen. Tamara kommt zu ihren wahnsinnigen Ideen, weil sie ein Ding, das Symbol war, zu dem Symbolisierten selbst macht. So erscheint ihr der Kindesmord als Gottesmord und die Zeugung als Wiedererweckung Gottes wirklich und wahrhaftig und die eigentlich nur symbolische Tat, die sie verlangt und nicht erreicht, treibt sie in den Tod. Ein Opfer seiner selbstgeschaffenen Symbole ist auch immer wieder Andreas. Das Kruzifix, das er vergraben hatte, war für ihn „der begrabene Heiland". Er grub ihn aus, „während Angst ihm das Herz würgte"; denn, wenn das Kruzifix sich nicht mehr finden ließ, war für ihn Christus verloren. Darum betet er vorher inbrünstig: „O mein Heiland, o mein begrabener Heiland! O sei nicht auferstanden, bis ich dich erwecke." In diesem Stoßgebet wird aber noch ein weiteres sichtbar. Andreas befürchtet, daß der Heiland aus eigener Kraft aufstände, er befürchtet es, d. h. er will seine Sünde selbst aufheben. Das entspricht seiner ganzen Haltung und zeigt ihn garnicht so weit entfernt vom Totenwolf, der Götter stürzen und schaffen wollte. Die Vergötterung der Symbole ist weiter in Zusammenhang zu sehen mit den pantheistischen Vorstellungen, die in Wiecherts Naturmythos lebendig sind und begründet in primitiv-assoziativer Denkweise.

Nach dem Tamara-Abenteuer lebt Andreas drei Jahre unter den „Verschütteten", den Bergleuten. Er versucht, das Kreuz aufzurichten, „nicht das der Kirchen, sondern das eines neuen Lebens". Er kommt mit der Prätension eines Religionsstifters, und man vergleicht ihn mit einem, der vor ihm da war und einen Posaunenchor gründete, um das Los der Arbeiter zu bessern. Zwar achtet man ihn als Kameraden, aber das ist alles. Und als nach einem Grubenunglück, bei dem er noch am

Grabe der toten Knappen im Namen der Belegschaft gesprochen hat, ungerechtfertigt ein Streik ausbricht, seit langem vorbereitet durch die Hetze auswärtiger Agitatoren, wird er als Streikbrecher im Tumult schwer verwundet. „Sie hätten mich sterben lassen sollen . . . ich kann keine Toten . . . auferwecken" sagt er der Schwester im Krankenhause. Auch bei den Bergleuten, die durch Not aufgeschlossen sein mußten für ein neues Evangelium, hat er den Lazarus nicht erweckt.

Er kehrt zurück zum Gutshof Bulcks, und, betrunken mit Reimarus, formuliert er schroff die Ergebnisse und Erkenntnisse seiner Erfahrung: „Die Führer haben gesagt, daß ich ein Narr sei, Reimarus, und die Narren, daß ich ein Führer sei. — Die Arbeiter haben gelacht, daß jedes Jahr einer kommt, um sie zu erlösen. — Ich habe die Bibel nicht gelesen, Reimarus, sonst hätte ich gewußt, daß Gott die Menschen erlöst und nicht der Mensch. Als ein Narr bin ich in die Windmühlen geritten." Immerhin meint Reimarus, daß Andreas vielleicht der Vorläufer einer neuen Offenbarung Gottes sei. „Gott wird einmal über die Erde wischen, und das dritte Reich beginnt."

Dem Hirten, der bei dem „Menschenfest" die Frage gesprochen hatte: „Wat schall wi daohne?" gibt Andreas jetzt die Antwort: „Blind und stumm sollen wir werden, blind und stumm, weiter nichts." Bis in die endlich und widerstrebend gefundene Forderung nach Demut hinein verläßt ihn die Maßlosigkeit nicht.

Noch eine kurze Ausfahrt unternimmt Andreas zu einem Studienfreund, der auch ein Suchender ist. Er tut es mit Resignation, nur um nichts auszulassen. „Ich habe nur noch ein paar Türen zu öffnen, und dann weiß ich, daß ich in ein falsches Haus gegangen bin"; er findet auch nur bestätigt, „daß Mann und Weib auf der Erde leben, ohne den Weg zu Gott zu wissen." Er bescheidet sich jetzt damit, seinem blinden Sohne aus der Ehe mit Martha ein Helfer zu sein. Das tragische Fiasko auch dieses Unternehmens ist eigentlich nur Folge zweier psychologischer Fehler. Er beginnt den Bau eines Krüppelhauses, in dem Johannes Gefährten haben soll; aber die Vorstellung dieses Hauses martert den sensiblen Knaben, und als ihm Andreas, um zu ersetzen, was ihm das fehlende Augenlicht vorenthält, die Schönheit der blühenden Erde geschildert hat, ertränkt er sich im Teich, um dem drohenden Hause zu entgehen und der Schönheit teilhaftig zu werden im Himmel, in dem es keine Krüppel gibt. Einige Gedanken Andreas' am Krüppelhause kennzeichnen seine Schlußsituation. „Gott wird schon wissen, was die Menschheit soll. Was habe ich ihm über die

Schulter zu sehen? Hat Christus ihm über die Schulter gesehen? Er hatte nichts zu tun als zu gehorchen. Nicht wie ich will, sondern wie Du willst." — Demut ist als notwendige Grundlage dem Handeln des gottverpflichteten Menschen gesetzt. Andreas kommt zum Handeln nicht mehr. Er geht wieder in die Oede und verschwindet im Dunkel der Sagen, die sich um ihn spinnen. Das schlichte Handeln aber, ohne Frage und Prätension, das als Forderung die sinngemäße Frucht der Erfahrung dieses Lebens ist, wird gestaltet in dem Buch „Die Magd des Jürgen Doskozil".

Eine ad absurdum geführte Irrung ist der Inhalt des behandelten Romans. Diese Irrung war entsprossen dem überheblichen Stolz des luziferischen Zeitalters, und deshalb steht dieses Buch, das die Irrung bloßstellt, auch im Dienste der Ueberwindung jenes Zeitalters, wenn es an seinen Früchten erkannt wird. Zunächst ist es — zwar noch nicht endgültig — dem Dichter selbst überwunden, bei dem Schaffen und Geschaffenwerden eins ist.

„Die kleine Passion." 1929.

Die zwiespältige Gebundenheit Wiecherts an seine Waldheimat, in der seine Seele verwurzelt bleibt, und an die Bildung der abgelaufenen Epoche deutschen Geistes, in der er intellektuell befangen ist, geben der Romanfolge „Kleine Passion" (Passion eines Menschen), „Jedermann" (Geschichte eines Namenlosen) das besondere Gesicht. Das wesentliche Handeln kommt aus einer natur- und gottverbundenen seelischen Haltung; die in Gesprächen dogmatisch aufgestellte Theorie soll dieses Handeln begründen, steht aber in Widerspruch zu dem vorgelebten Leben und ist — zu einer mißlungenen Rettung der Uebereinstimmung mit widerhaarigen Klauseln versehen — in sich selbst ad absurdum geführt. Wiechert dichtet hier, ohne es auszusprechen, eine Strecke des Schicksalswegs der ersten Gruppe der „jungen Generation", das ist jener Gruppe, die ihre Ausbildung noch ganz von den „Alten" annehmen mußte, deren vitaler Drang sie aber in der „Jugendbewegung" die deutsche Revolution gegen diese Alten des liberalistischen Zeitalters beginnen ließ. Auch in ihr lebt die genannte, uns geläufige Zwiespältigkeit von anima und ratio in vielen Nuancierungen, die ihrerseits bedingt sind durch die vielerlei Möglichkeiten, alles Wollen, auch das ihre, theoretisch zu begründen, die das sterbende Zeitalter feilbot. Denn im Wollen waren sich alle Richtungen einig, es war erfühlt, triebhaft die Hinwendung zu Natur und Seele aus der Jugend gewachsen. Aber das unreflektiert Gewordene bogen alte Prägungen mit Geschick um. Die Ueber-

windung der bourgeoisen, platten und unehrlichen Welt wurde als Individualismus umgeformt, mit dem eigentlich die Bewegung nichts zu tun hatte. Denn offensichtlich ist die Haltung Holms, der seine Umwelt ablehnt, weil er in ihr nicht „Mensch" sein kann, wesentlich verschieden von der Wolfs, der sie haßt, weil sie die deutsche Seele schändet. Aber Johannes („Kleine Passion") ist Holm schon wieder sehr nahe gerückt. Er gewinnt aus seiner äußerlich der Wolfs ähnlichen Erziehung nicht mehr in erster Linie eine betont heroische Haltung, sondern Sensibilität. Holm gehörte der alten Zeit wesentlich an, Wolf war ungestüm aufgebrochen zu neuen Reichen, Johannes ist sozusagen Reaktionär.

Es ist kein Zufall, daß der endgültig befreiende Durchbruch im großen im Politischen durchgeführt wurde. Es war der gegebene Bereich des Gemeinschaftsideals; als solchen erkannte wenigstens die junge Generation die Politik wieder. Der Gemeinschaftsgedanke war ein wesentliches Element in der Jugendbewegung und nur in seiner Verwässerung zur Phrase geworden. Auch die Durchseelung, Entrationalisierung des politischen Begreifens, das die neue politische Bewegung mitbrachte, die Aufnahme des verwandten religiösen Impulses lassen sich in die Jugendbewegung zurückverfolgen. Der politische und religiöse Mensch, der Gott und seinem Volke verpflichtet ist, ist der Mensch des neuen Zeitalters und von ihr vorgebildet. Wolf und Andreas strebten nach Verwirklichung dieses Typs, Johannes durchaus nicht gleichermaßen eindeutig. In der „Kleinen Passion" ist vieles wieder umgebildet auf das liberale Zeitalter hin. Der Kampf gegen ein in steinernen Städten funktionierendes Geschlecht ist nicht aufgegeben, aber gegengestellt ist nicht mehr Gliedschaft in einem natürlichen Organismus, sondern wieder Selbstkultur. Ueberwunden ist dieses Wiederaufflackern des humanistischen Individualismus bei Wiechert in dem „Jürgen Doskocil". Seine Entwicklung läuft der innerdeutschen parallel bezw. voraus. 1924, 1926 erschienen der „Totenwolf" und „Der Knecht Gottes Andreas Nyland", 1929, 1930 die „Kleine Passion", „Jedermann", 1932 „Die Magd des Jürgen Doskozil".

Johannes ist, wie gesagt, wieder eine Rückbildung in der Entwicklung auf den geforderten Menschen des Zeitalters hin; die „Kleine Passion" ist insofern deutbar aus ihrem zeitgeschichtlichen Eingeordnetsein heraus, als möglich ist, daß Wiechert beim Zusammenbruch des ersten Ansturms der jungdeutschen Bewegung an allen Fronten in einer daraus herzuleitenden Enttäuschung und zunehmenden Verachtung der vielen Menschen politisch resignierte und so den lebendigen — vielleicht nie

äußerlich realisierten — Kontakt mit den politischen Kämpfern, die ja auch danach nicht ruhten, verlor. Dafür geriet er um so stärker in die seiner Bildung vertrauten „geistigen Strömungen" einer Zeit, die geistige Haltlosigkeit Freiheit nannte.

Unterbewußt, in den tieferen Schichten seiner Seele, sind aber Ideale und Anschauungen, die geboren und erklärt sind aus seiner Waldheimat und der Zugehörigkeit zu der jungen Generation und ihn mit dieser schon einmal ganz lebendig verbanden, gültig geblieben. Daher der eingangs erwähnte Zwiespalt zwischen Glauben und Meinen. Es begegnen sich in diesem Zwiespalt zwei Zeitalter, ein sterbendes und ein werdendes; in dem einen lebt der Intellekt, in dem anderen die Seele.

Die vielen der Jugendbewegung verwandten Elemente in Wiecherts Werk gehören der neuen Zeit an. Die Anschauung der Jugend, „daß nur der innige Kontakt mit Erde und Landschaft, mit Wald und Wasser und Wind und Wolken und Sternen in der reifenden Menschenseele alle jene Tiefen erschließt, die eigentlich erst den „Menschen" aus uns machen" (Gründel S. 313) war immer die fundamentale Anschauung Wiecherts und ist es noch in diesem Roman. Gemeinsam ist auch jenes Gefühl des aristokratischen Herausgehobenseins als wirklicher „Mensch" aus der Masse, der Hochmut, Elite zu sein, mit einer wenn auch unklaren, so doch großartigen Zielsetzung. Ich zitiere aus dem Totenwolf: „Du bist ein Leidgezeichneter, du bist einer, der nicht am Brot genug hat, das man dir gibt zum Abendessen und nicht am Lager, das am Feuer steht. Du willst etwas, du weißt nicht was, aber es ist etwas Großes. — Du suchst irgendwas, du glaubst, du wirst die Welt erlösen. — Du hörst einen Klang in meinem Horn, der unhörbar ist für die nicht Gezeichneten" (S. 96). Was hier gesagt ist, ist auch anwendbar auf Johannes. Die Nuance des L e i d - Gezeichneten ist motivisch mehr als ideell und im Persönlichen des ostländischen Dichters begründet. Ganz unwesentlich ist, daß in Wiecherts Werk die Jugendbewegung als solche nie in Erscheinung tritt. Es ist so, daß er ihr etwas zu bieten hatte, nicht umgekehrt. Die Jugendbewegung ist stadtgeboren und strebt zum Land und zur Natur. Sie konnte zu arteigener Wissenschaft, wie der von der Rasse, und arteigenen Projekten, wie der Bodenreform, von sich aus kommen; die arteigene, nämlich naturverbundene und boden- und volkverwurzelte Dichtung, zu der auch ein Teil der Arbeiterdichtung gehört, brauchte sie nur zu entdecken. Wiechert, der Förstersohn, und seine Helden aus dem Walde brauchten die los- und hinreißende Bewegung nicht. Wiechert ist dennoch ein Dichter der sie tragenden Ju-

gend, die heute die gesamte deutsche Jugend umfaßt oder beherrscht. Eines der repräsentativen Bücher der politischen Bewegung dieser Jugend hat den Titel: „Neuadel aus Blut und Boden“ (R. W. Darré). Man könnte diesen Titel als Motto Wiechertscher Heldengestaltung setzen. Henner und Harro, Wolf und Andreas, Johannes und Jürgen — alle entwachsen dem Boden der ostdeutschen Heimat und lösen sich nicht von ihm. Bei Wolf und Johannes ist auch die Herkunft aus altem, rein gehaltenem Geschlecht bedeutungsvoll. Und alle sind Edelinge.

Johannes ist aus dem Geschlechte der Karsten. Zwar ist sein Vater ein tückischer Städter, aber er selbst ist nach leiblichen und seelischen Merkmalen der alleinige Sohn seiner Mutter. Gina Karsten hat Albert Zerrgiebel nicht aus Liebe geheiratet, sondern um das überlieferte Opfer der Karstentöchter zu bringen. Es ist ein Opfer der Askese um Erlösung. Es ist nicht eigentlich freiwillig dargebracht, sondern vom B l u t e befohlen. Ein hier sich zeigender Determinismus wird an anderer Stelle näher zu betrachten sein. Er könnte ein demütiges Sicheinfügen in Naturgesetze bedeuten sollen; aber dann sind diese Naturgesetze sehr subjektiv aufgestellt.

Gott und das Blut sind nicht identisch, nur hat Gott sein ganzes Gesetz in das Blut hineingelegt, und dieses Gesetz legt alles Handeln, jede Gebärde des Menschen fest (siehe später).

Frau Gina glaubt sich um ihr Opfer betrogen, denn ihr Mann ist nicht ein einfach niederer Mensch, den sie als Schicksal angenommen hätte, sondern ein zynischer Verbrecher. Sie wird versöhnt durch die Geburt des Johannes. Er trägt nicht zwischen den Brauen die Querfalte der Zerrgiebels, sondern hat die Augen seiner Mutter und das Mal der Karstentöchter über dem Herzen, und Zeichen gelten viel in diesen Büchern. „Alle Karstentöchter tragen dies Mal, und wen Gott lieb hat, den zeichnet er über dem Herzen.“ So ist das Gezeichnetsein des Johannes schon bei seiner Geburt angesagt, ein Beginn des schönen Gerankes von „Bedeutendem“ und Wirklichem, das allen Werken Wiecherts jenen Hauch geheimnisvoller Zusammenhänge gibt. — Eine Nuance des vorgetragenen Determinismus wird deutlich an dem Satz über das Mal der Karstentöchter Sie bringt die Stufung in die Prädestinationslehre.

Allein des Johannes Vorgeschichte und Jugend bis zum ersten Schultag umfassen ungefähr ein Drittel des Romans. Die Erzählung seiner Kindheit dient in der Hauptsache dazu, in Handlungen, H a l t u n g und Worten des Kleinen zu zeigen, wie er auch der Seele nach ein Karsten ist. Als er 5 Jahre alt

ist, nimmt ihn seine Mutter zum ersten Male mit auf den Karstenhof. Er ist das erste Kind einer Karstentochter, das in die Familienbibel eingetragen wird. „Johannes Karsten, Kind Gottes."

Um den Karstengeist zu erweisen, sind dem Kinde Aeußerungen von ganz unkindlicher Reife in den Mund gelegt. Aber auch die Diktion ist ganz offensichtlich unkindlich. Es ist am Abend des Tages, an dem Frau Gina und Johannes den Karstenhof besuchen. Der Fünfjährige spricht. „Ich weiß nun, was ich werde, Mutter," sagte Johannes, . . . „im Sommer will ich zu den Tieren gehen, wo sie allein sind, im Wald und auf den Feldern und ihnen vorspielen, weil keiner mit ihnen spricht. Und im Winter will ich mit Ledo (dem Hund) unter die Erde gehen und still sein. Unter ein Saatfeld, wo die Wurzeln durch unsere Decke kommen. Da werden wir denken, viel denken . . ." — „Und was wirst Du denken, kleiner Johanne?" — „Ich werde . . . ich werde denken, daß ich Dein Leben bin, Mutter (sie hat es einmal gesagt) . . . und das ist viel zu denken, sehr viel . . .". Es liegt kein psychologisches Manko des Dichters vor, sondern er unternimmt es, an Stelle einer Analyse die Vorstellungen und Prägungen des Kindes in die Sprache seiner Gedanken und Worte zu übersetzen. Man wird dann immerhin von einer euphemistischen Uebersetzung sprechen dürfen.

Die Kindheit Johannes' ist weitgehend der Wolfs ähnlich. Es ist überhaupt festzustellen, daß Wierchert in einem ganz bestimmten Vorstellungs- und Anschauungskreis vom masurischen Forsthause her befangen ist, der natürlich vor allem bei Jugendschilderungen in Erscheinung tritt in immer wiederkehrenden Motiven. Diese eigentümliche Treue des Dichters macht ihn so leicht erkennbar, wobei außerdem noch seine eigene, zuweilen überhöhte Sprache unterstützt.

Wie Wolf durchstreift Johannes zusammen mit seinem Hund den Wald. An Stelle des „silbernen Tieres" bezw. des „grauen Männleins" oder des „grünen Gottes" steht vor ihm als mythischer Herr des Waldes Welarun. Und wie dort Hermann Reinsch ist hier der „Schwarzbart" der väterliche Freund des Kindes, ein Förster wie jener. Die anderen Vertrauten Johannes' sind: ein menschenscheuer Fischer, der Großvater Karsten und dessen alter Hirte, den Johannes David nennt. Förster, Bauer, Fischer, Hirte und die Mutter: dieses Erziehungskollegium sündigt nicht wider die Natur.

Doch sind auch bedeutsame Unterschiede gegenüber der Erziehung des Totenwolfs festzustellen. Der Afrikaner ist diffe-

renziert, der alte Karsten trägt in etwa seine heroischen Züge, der Schwarzbart diejenigen seiner Biederkeit und seiner Haudegenart. Aber sie ersetzen nicht gemeinsam den Hererokämpfer. Frau Gina ist auch anders als Frau Agnete. Diese saß einsam und trotzig mit dem Enkel im Totenwinkel, und das Alte Testament und die Edda waren ihre Lektüre, jene aber braucht eine Stütze an dem nur um Stunden entfernten Karstenhof, und in ihren Mußestunden sitzt sie am Feuer und spielt mit ihren schönen, ringlosen Händen.

In Johannes' Erziehung fehlt der heroische Klang, den Frau Agnete und der Afrikaner in die Wolfs hineinbrachten. Dort war erzogen worden zu Einsatzbereitschaft. In Johannes entfaltet sich eine reiche Seele zu einer müden, sensiblen Blüte. „Es war ihm, als binde man ihn jeden Morgen an das Rad des Tages, und das Rad rollte mit ihm davon, und am Abend bände man ihn wieder los und sage tröstend: „So, kleiner Johannes, nun ist es wieder überstanden." Und dann kam die Stille, das schöne, schmerzlose Schweigen." (S. 60). „Dekadenz" wäre zuviel gesagt; als akute resignierte Müdigkeit des Dichters gepaart mit seiner natürlichen Sensibilität ist die Sachlage besser bestimmt.

Die Schulzeit läßt erkennen, daß der gewollte Hintersinn durchaus nicht melancholische Passivität ist. Ohne Furcht und Tadel begegnet Johannes dem Schultyrannen, dem „einfachen Gott in einer einfachen Welt", in deren Mechanismus er sich nicht hineinnehmen läßt. Ein kleiner mißhandelter Kamerad stellt sich sogar ganz unter seinen Schutz. Klaus ist eine etwas karikierte Figur; daß er vor den anderen Johannes' Freund sein darf, betont dessen eigengeprägte Welt und Wertewelt und sein aristokratisches Freisein von Minderwertigkeitskomplexen.

Einen weiteren Freund gewinnt Johannes auf der Schule in dem schüchtern-hilflosen zweiten Lehrer mit dem alkoholischen Namen Bonekamp, auf dessen Liebe Frau Gina verzichtet, um ihrem Kinde die liebende Fürsorge nicht zu schmälern. Johannes findet zwei Fehler an Bonekamp. Erstens hat er Furcht vor seinen Schülern. Der andere Fehler ist nicht weniger bezeichnend für den jungen Kritiker. „Er (Bonekamp) sprach zu viel, er hatte die Fenster zu weit auf — es waren schöne Dinge, die er sagte, aber er hätte seine Hände darüber halten müssen (247)".

Diese kleine Stelle deutet auf das rassische Geartetsein des Dichters. Denn die nordische Seele hat diese Sätze geprägt, die nordische Seele, deren Charakteristikum der A b s t a n d ist. (Vgl. L. F. Clauss, „Die nordische Seele"). Es ist nordisch,

wenn Johannes „nie aus dem Allerheiligsten seiner Einsamkeit in das Allerheiligste eines anderen Menschen“ geht; die oft „stolz“ genannte Unnahbarkeit des nordisch-aristokratischen Menschen liegt darin. Wiecherts Werk zeigt nirgends Spuren einer Auseinandersetzung mit Rassetheorien. Aber er nimmt mit dichterischer Intuition Erkenntnisse der Rassentheorie vorweg, wie es Künstler aller Zeiten getan haben, wenn sie seinsgerecht in ihren Schöpfungen blieben.

Ich nehme die Heranziehung des Clauss'schen Werkes, die sich ergab, zum Anlaß, um eine Vergleichung durchzuführen der neuzeitlichen Wissenschaft von der Rasse, wie sie sich bei Clauss in Gefahr befindet, und des neuzeitlichen Dichters Wiechert, dessen unhaltbare Situation in dem vorliegenden Roman in der Einleitung der Analyse angesagt wurde. Diese Vergleichung ist durchaus gerechtfertigt im Rahmen dieser Arbeit. Es kann mit ihr zugleich verbunden werden die Erhellung einiger Romaninhalte mit Hilfe von Erkenntnissen und Termini der psychischen Anthropologie Clauss'. Die Grundlage dieser jetzt rassisch bezogenen Wissenschaft ist die Erkenntnis oder Anschauung, daß die Welt der rational erfahrbaren, tauschbaren, mitteilbaren Ding-Hülsen „Bestrahlung mit Bedeutung, Durchseelung, Erfüllung mit Sinn“ durch die (rassisch bedingte) Seele erfährt. Mitteilbar sind die Ding-Hülsen genannt; sie sind es uneingeschränkt von Verstand zu Verstand. Garnicht mitteilbar ist die jeweilige Prägung durch die Seele. Erkennbar ist nur die aus ihr entspringende Haltung gegenüber den Dingen, die bei (durch Rasse) verwandten Seelen gleich oder ähnlich ist. „Was zwischen Seele und Seele rein gemeinsam sein kann, das ist der Stil ihres Erlebens, die Erlebensweise, die seelische Gebärde“ (S. 16).

Aus gleicher oder verwandter Haltung gegenüber den Dingen, die ein gleiches oder ähnliches, selbstgeprägtes Weltbild voraussetzt, das ein Sich-Verstehen begründet, erwächst die Zusammengehörigkeit der Personen um Johannes. Wiechert gibt direkte bildhafte Erläuterungen der nach Clauss formulierten Anschauung. (Die ersichtlichen Bezüge zum Individualismus werden nicht besonders herausgestellt).

Johannes gibt den Dingen gern selbstgefundene Namen. Er nennt den im Walde erlebten Gott Welarun. Wolf nannte ihn das „silberne Tier“, Henner den „grünen Gott“. Die Namen sind verschieden, aber die ausgedrückten Vorstellungsinhalte sind verwandt. Auch diese Helden älterer Romane gehören zum Kreise um Johannes als Vorfahren; denn das ganze Romanwerk Wiecherts ist nicht nur chronologisch eine Folge. Wolf und

Johannes stehen in einer direkten Ahnenreihe, in Henner und Harro sind Einzelzüge der beiden herausgearbeitet, bei Henner das Walderlebnis, bei Harro die künstlerische Sensibilität. Wolf war Henner, Johannes ist Harro seelisch verwandter.

Ein anderes Beispiel. Auf dem Pennal ordnet Johannes seine Lehrer mehrfach nach bestimmten Gesichtspunkten ein. Sie sind ihm nicht einfach, als was sich hinstellen, Werkzeuge der Autorität und Gefäße des Wissens, sondern z. B. Hungrige und Satte oder Vertreter bestimmter botanischer und zoologischer Arten, und seine Bezeichnungen sind geläufig in dem Kreis der Vertrauten in der Stadt. Zu ihm gehören außer Klaus von den Schülern nur noch Percy Graf Pfeil, ein ganzer Aristokrat, (neben Klaus!) und der Sohn eines sozialdemokratischen Werkmeisters (Vorkriegsdeutschland); von den Lehrern Prof. Luther, der das épater le bourgeois forçiert, und schließlich aus der Stadt die Gärtnersleute, bei denen Johannes wohnt, um nicht ganz getrennt von der Natur zu sein. Herr Pinnow ist Baptist, Frau Pinnow raucht Pfeife. Alle Typen des Kreises haben Originalität, und schon das zeigt sie verwandt in der gemeinsamen Nichtbeachtung der bürgerlichen, gleichmachenden Konvention. Hier ist nordische Individualität im Gegensatz zur Masse, nicht ungesund wie der Individualismus, nur hat sie vielleicht zu ihm geführt.

Bei Clauss ist die Seele, ihr Weltbild und ihre Gebärde bedingt durch die Rasse. Wenn Wiechert vom Blute spricht, das im Menschen waltet, greift er offensichtlich intuitiv in die gleiche Richtung. Rasse und Blut liegen in einer Assoziationsreihe. Die Unterscheidung der Menschen, ihre verschiedene Wertigkeit, ist nun bei beiden auf Rasse eben bezw. Blut gegründet. Die Stufung ist da und wird seltsamerweise auf einmal an einer Stelle geleugnet, indem jede Wertnorm überhaupt geleugnet wird.

Das Material zu diesen Behauptungen liefern Wiechert und Clauss parallel. Josef, der Sohn des Krämers, wird schon am ersten Schultag von Johannes eindeutig abgewiesen. Schon da ist er gezeichnet als ein unangenehmer Philister. „Seine Bewegungen hatten etwas Rundes, Fließendes, von der Ware zum Ladentisch, vom Ladentisch zur Wage, von der Wage zur Rolle mit dem Einwickelpapier“ (S. 117). Er verpetzt Johannes und will ihn gleich hinterher an seinem Butterbrot beißen lassen und ist ungerührt ob der deutlichen Abfuhr. Er ist ostisch in Clauss'scher Terminologie (d. h. turanisch in nordischer Verzerrung). Das entsprechende Erscheinungsbild ist nicht angegeben, wie Wiechert nie das Aeußere der Personen minutiös

beschreibt, sondern nur jeweils einzelne charakteristische Merkmale nennt.

Wesentlich ist in unserem Zusammenhang, daß Josef als ein niedriger Mensch geschildert ist, Wiechert also seine Helden einstuft. Clauss spricht an Stelle von Einzelmenschen von Rassen und stuft diese, insofern er der nordischen Rasse die geläufigen Vorzüge zuerkennt. Dann aber geraten W. und Cl. im Fluß moderner Strömungen in eine Situation, die das Sittengesetz und so das Menschsein an sich gefährdet und sie veranlaßt, ihre zunächst aufgebaute Meinung umzustoßen und die gegebenen Sachverhalte anderswie zu erklären zu versuchen in individualistischem bezw. rassischem Relativismus, der bei Wiechert weitergeformt ist zu Determinismus. Die Veranlassung ist menschlicher Hochmut. Clauss stellt seine nordische Rasse, Wiechert seine Helden so hoch, daß sie schließlich über eine Norm, die für alle absolute Geltung hätte, hinausgewachsen sind und so auch die Norm des Sittengesetzes in sich selbst tragen. Dieses ist auf sie hin relativiert. Ich zitiere Clauss: „Auch ihr inneres Schicksal, das Gesetz ihres Wesens vermag die nordische Seele sich gegenüber zu stellen, es gleichsam von sich abzurücken, es zu betrachten und Abstand zu gewinnen von sich selbst. Aus dieser Möglichkeit entspringt das „selbständige Gewissen", „das alle sittliche Entscheidung der nordischen Seele bestimmt. — Casanova konnte nicht unsittlich werden im nordischen Sinne"; denn in seiner Seele gilt nicht das nordische Sittengesetz (sic!) (S. 63).

Wiechert gibt wieder das anschauliche Beispiel. Johannes' Vater sitzt wegen Falschmünzerei im Zuchthaus. Aber er hat es verstanden, in Ausübung eines ihm gemäßen Sports die lichtscheuen Affären im Leben der Honoratioren des Kleinstädtchens zu erschnüffeln und diese aus der Untersuchungshaft heraus durch Briefe über sein Wissen zu orientieren. Die Briefe enthalten außerdem die Mitteilung, daß nach Ablauf seiner drei Jahre Zuchthaus er anprangern werde, um Rache zu nehmen. Ungewollt aber erreicht er durch seine Mitteilungen im Städtchen die Rehabilitation seines Sohnes, der zu dieser Zeit Primaner ist. Denn obgleich Johannes sich auch äußerlich von seinem Vater ganz gelöst hat, dadurch daß er jetzt den Namen seiner Mutter trägt, traut man ihm dennoch fälschlich Mitwissen um die kompromittierenden Geheimnisse zu und Einfluß auf den Vater. Und etwa drei Dutzend Briefe hat dieser schreiben können. Eine sehr boshafte Gesellschaftskritik.

Einer dieser Briefe führt Johannes mit Frau Lisa zusammen. Kniefällig bittet ihn die schöne Frau, den Vater zu be-

wegen, sie zu verschonen. Johannes fährt auch zum Zuchthaus, obschon er weiß, wissen muß, daß der Weg vergeblich sein wird. Natürlich lehnt Zerrgiebel ab, mit Gift und Hohn. Johannes aber findet einen Ausweg. Es ist ausdrücklich nicht die errungene Lösung eines tragischen Konfliktes, sondern ein primitives Finden. „Er suchte ihn nicht (den Weg aus der Schande), sondern er empfing ihn gleichsam wie einen Stern, der aus den Wolken heraustrat." Sein Bericht an Frau Lisa sagt, sein Vater habe nach ihrem Wunsche geschworen, nur — wie er immer geliebt habe, ihn, Johannes, zu quälen — habe er ihn wiederum schwören lassen, keinen Lohn zu empfangen für den glücklich ausgeführten Auftrag. Dann sitzt er die ganze Nacht unschlüssig vor dem Hause Frau Lisas, denn sie hat ihm gesagt, daß er nicht M i t t e l sei, sondern Z w e c k.

Mit Prof. Luther spricht er sich aus über die gefundene und angewandte Lösung, über seine Unschlüssigkeit, und jener kommt in dem Gespräch bis zu dem Allgemeinen der Lösungen und schließlich zu seiner Erlösungslehre.

„So habe ich recht gehandelt, Herr Professor? Immer? Mein Leben lang?" — „Immer, Johannes, und Dein Leben lang wirst Du recht handeln. Aber Du darfst nicht an das Recht denken, das die Gerichte verkünden oder die Kanzeln oder die Schuldirektoren. Du mußt an ein anderes Recht denken, an ein neues Recht, das doch so uralt ist . . . sieh, wenn der Seidelbast blüht im Frühling, dann hat er recht, verstehst Du? [15]) Und wenn der Habicht niederstößt und tötet, dann hat er recht, verstehst Du? Und wenn Johannes von der Tür umkehrt, dann hat er recht. Und wenn er morgen oder in drei Jahren nicht umkehren wird, dann hat er ebenso recht, verstehst Du das?" (Frau Lisa ist verheiratet) — „Vielleicht . . ., es gibt nicht ein Recht wie ein Einmaleins?" — „Es gibt nur ein Recht des Blutes, nicht des Blutes, das die Menschen so nennen, das ist die Kommismoral. Sondern des Blutes, das vor Gott Blut ist, weil es Gottes Blut ist. . . . Sieh, Percy würde zurückgekommen sein und gesagt haben: „Er hat nicht geschworen, und es tut mir leid, daß ich es nicht ändern kann'. Und . . . Josef, ja, Josef würde gesagt haben: „Er hat geschworen, und ich bitte um meinen Lohn." Johannes aber kam zurück und sagte: „Er hat geschworen, aber ich darf keinen Lohn haben." A l l e d r e i w ü r d e n s i e r e c h t h a b e n (sic!), und der Unterschied ist nur der, daß Percy das Blut eines Grafen hat, eines Menschen, der sein Blut trinkt um der Wahrheit willen, um des Schildes

[15]) Wieder zeigt sich das geistige Quellgebiet und wohin die Herder, Humboldt führen konnten.

willen sozusagen. Und daß Josef das Blut eines Kommis hat. Und daß Johannes das Blut eines Dichters hat, eines Menschen, der sein Blut trinkt, damit ein anderer ruhig schlafen kann. Und da siehst Du, daß es auf das Blut ankommt, nicht auf das Recht." (S. 311 f.).

Dies Gespräch und die zugehörige Episode sind angeführt als die beispielhafte Bildgebung Wiecherts zu dem Relativismus, in den er und Clauss geraten sind. Es ist nur jeweils B l u t durch R a s s e zu ersetzen, um Clauss ganz da zu haben. Zu Gunsten des sittlichen Relativismus, die den Helden bezw. den Norden f r e i macht in seinem Handeln, ist die festgestellte Stufung theoretisch aufgegeben. Denn wenn alle Recht haben in dem, was sie ihrem Eigengesetz gemäß tun, stehen sie sittlich auf einer Stufe. Gezeichnet ist Josef als minderwertig, bezeichnet als sittlich gleichwertig.

Jede allen gültige Sittlichkeitsnorm ist aufgehoben. Sie ist bei Wiechert relativiert auf den durch sein Blut bestimmten einzelnen. Aber nicht nur die sittliche Absolutnorm ist aufgehoben, sondern Wiechert geht durchaus folgerichtig weiter — jetzt ohne ausdrückliche Parallele bei Clauss — und suspendiert die Sittlichkeit überhaupt durch Leugnung des freien Willens in einem fatalistischen Determinismus. In dem schon zum Teil zitierten Gespräch sagt Prof. Luther auch die folgenden Sätze: „Aber sie (die Menschen) wissen nicht vom Geheimnis des Blutes, von dem Unsichtbaren und Schrecklichen und Heiligen, was hinter den Dingen wie hinter Spiegeln steht. Sie wissen nichts von der N o t w e n d i g k e i t, Johannes, dem Gott aller Götter." (S. 311) Und dazu der Rettungsversuch der anima naturaliter christiana. „Es ist uns um Haaresbreite bestimmt, wie weit wir gehen können, aber es ist uns auch bestimmt, ewig und unerschütterlich zu g l a u b e n, daß wir bis an den Rand der Ewigkeit gehen können." Die Haltlosigkeit dieser Zusammenstellung ist evident. Sie beleuchtet hell die zwiespältige Situation Wiecherts, aus der der Roman entstanden ist. Er glaubt nicht, was er zu wissen meint. Das Auseinanderstreben von Geist und Seele soll durch eine Formel beschworen werden, die hilflos unhaltbar ist.

Das Supremat des Geistes ist dabei als Selbstverständlichkeit unterlaufen. Wiechert ist immer ein Suchender, und man sucht „mit der Seele". Der Versuch des Geistes, der nur Magd (ancilla) sein sollte, diesem Suchen souverän ein Finden zu erstellen, ist notwendig fruchtlos; die Unüberbrückbarkeit der so einander zugeordneten Bereiche von Geist und Seele ist zugegeben, wenn, wie in den Sätzen Prof. Luthers, vom Geiste

selbst her der Sprung in die Alogik gewagt wird, um die Brücke zu schlagen.

Die Seele ist dem vom Intellekt gegebenen Lösungsversuch unzugänglich; sie kann nicht glauben, was dieser meint. Denn er gibt die in der Seele verankerte Würde des Menschseins preis. Eine der hier gezeigten ähnliche Ideologie zur Erlösung des Menschen von seiner Unruhe entwickelt der Großinquisitor in der Legende, die Iwan Karamasow erzählt. Der Großinquisitor will den Menschen das irdische Paradies geben, indem er ihnen den Unruhe-Erreger, den freien Willen, abnimmt. Prof. Simon Frank schreibt dazu: [16]) „Es liegt eine Versuchung von ungeheurer, fast nicht zu überwältigender Macht im Gedanken, ob dies qualvolle Ferment des inneren Lebens nicht eine Verirrung sei, die der Mensch als unnötige und schädliche Bürde von seinen Schultern abwälzen könnte." Dostojewski ist der Versuchung nicht erlegen, weil er die Willensfreiheit als conditio sine qua non des Menschen erkannte, „daß man ein Mensch ist und keine Klaviertaste, auf der ein anderer spielt" (Simon Frank). Wiechert ist die Ueberwindung hier nicht gelungen. Seine Seele ist müde vom Suchen und vielleicht auch durch die erlebte politische Enttäuschung, von der früher gesprochen war und die fortdauernd bestätigt wird, zu zermürbt, um lebendig den Intellekt in seine Schranken zu weisen, und dieser nimmt in einem skeptischen Zeitalter, das alle Möglichkeiten zuläßt, eine bequeme Lösung an. Doch immer muß wieder betont werden die Resistenz der Seele. Und wenn es schließlich zu Entschlüssen von tiefster Bedeutung kommt, dann bestimmt sie doch die Tat. Von dieser tiefsten Bedeutung ist die Liebe nicht. Die erwähnten Entschlüsse werden erst aktuell in dem zweiten Roman, der ein Kriegsroman ist, in dem das Handeln politisch wird. Der Einfluß der Seele zeigt sich in der „Kleinen Passion" immerhin in der Zeichnung der Personen, die im Gegensatz zur Theorie wertend war, und in dem gleichgebliebenen Naturgefühl.

S. Frank bringt in Zusammenhang mit der erkannten möglichen irdischen Glückseligkeit des gebundenen Menschen Dostojewskis Vorliebe für Kinder und Kindlichkeit. Bei Wiechert ist einem gleichen Zusammenhang leicht nachzugehen. In der folgend angeführten Stelle ist die Kindheit deutlich als Gegensatz zum gewöhnlichen Menschsein gesehen. Es ist nach Johannes' erster Begegnung mit Frau Lisa. „. . . und als er den Mantel auf den Stuhl legte, wußte er, daß er seine Kindheit

[16]) Simon Frank: Die Legende vom Großinquisitor. (Hochland 33/34)

aus seinem Leben legte — ‚ich war Johannes,' dachte er, in Schlaf versinkend, ‚und nun bin ich ein Mensch geworden . . . der Mensch Jedermann' ".

Der Widerspruch des konsequenten Individualisten klingt mit, wenn Jedermann gesagt wird. (vgl. den folgenden Kriegsroman) Deutlicher war das Ideal der friedvollen Kindlichkeit in den „Blauen Schwingen" aufgestellt. Onkel Leberecht sagt: „Nur dann sind wir glücklich, nur dann. Am Anfang nämlich und am Ende des Lebens, wenn wir Kinder sind, . . ." Denn vor Kindern stehen keine aufrührenden Entscheidungen. Dort ist zwar noch nicht der Determinismus geradezu vorgebildet, aber der gesehene glückliche Zustand ist dem „irdischen Paradiese" des Determinismus zweifellos verwandt. In den idealistischen G-Stil-Büchern war für eine solche Haltung natürlich kein Raum.

Die begonnene Vergleichung Wiecherts mit Clauss ist noch zu Ende zu führen. Sie sind Zeitgenossen, und das nicht nur chronologisch. Sie sind zwei verwandte Erscheinungen, in ihrem Wollen den lebendigen Kräften, die jetzt zur Auswirkung kommen, schon vor diesem Jetzt der eine durch seine Wissenschaft, der andere durch sein Dichten verbunden. An diesen zwei Erscheinungen wird doppelt klar, wie akut die an ihnen aufgezeigten Irrungen, die begründet sind in übernommenen Anschauungen, für die ganzen zeitumwälzenden Kräfte im Werden waren. Sie sind es selbst heute noch, wie an manchen Aeußerungen der Vertreter der Wissenschaft von der Rasse sich zeigt. Wiechert hat sich schon korrigiert, und wie in seinem zur Zeit letzten Roman seine Wandlung, die eine Rückwandlung ist, vollzogen sich zeigt, wird sein Weg vielleicht weisend sein für seinen Weggenossen, der nur Repräsentant einer großen Zahl anderer ist. Wiechert hat den Weg des deutschen Volkes der Nachkriegszeit miterlebt, und in seinem Werk spiegelt sich die Verirrung desselben. Auch für es gilt, daß die tiefsten Seelenschichten nicht beteiligt waren, sondern zurückgedrängt. So nur wird erklärbar, wie ein politischer Führer durch psychologische Propaganda ein Volk in unglaublich kurzer Zeit zur Besinnung auf seine gemäße seelische Haltung brachte. Und dieses im großen gelungene Werk des Staatsmanns sind Dichter wie Wiechert berufen vorzubereiten und weiter zu vertiefen. Er ist durch die Reiche des konsequenten Liberalismus und Individualismus, des Relativismus und Determinismus, des humanitären Pazifismus gegangen, und seine Seele hat doch schließlich selbst den Weg „von dem Moder los" gefunden. Seine Entwicklung, die vorläufig mündet im „Jürgen Doskocil" und dem „Spiel

vom deutschen Bettelmann" wird manchem die neue Welt bestätigen können. Auf der Höhe des vergangenen Zeitalters noch, als dessen spezifische Produkte die Oeffentlichkeit fast ganz beherrschten, hat er die unterströmende Verbindung mit den Quellen des Menschseins in Blut und Boden bewußt gemacht und baute damit von seinem Teil aus mit an einer Brücke über Jahrhunderte und Welten.

Die deutsche Seele Wiecherts zeigt sich ja immerhin auch in der „Kleinen Passion". Sie trägt nur nicht die Lösung. Aber die Zeichnung der Personen war im Gegensatz zur Theorie wertend und zwar zugunsten des heroischen (Graf Pfeil) und künstlerischen Norden. Andererseits wieder sind die zahlreichen motivischen Parallelen zum „Totenwolf" mit anderem Gehalt gefüllt. Die Erziehung im Walde war schon in diesem Sinne herangezogen. Man kann weiter nennen die Parallelen Frau Agnete — Frau Gina, Reinsch — Schwarzbart, Dietrich Karsten, Fischer, Hirte; der kommunistische Schuster — der baptistische Gärtner bezw. der sozialdemokratische Werkmeister. Immerhin übt der Intellekt mittelbar einen Einfluß auf die nicht von ihm geschaffenen Motive aus. Er zeigt sich in einer durchgängigen Aufweichung, die zusammen mit der Krisenphilosophie dem Werk einen Hauch von Dekadenz gibt. Der auffälligste Unterschied ist insofern der zwischen Frau Agnete und Frau Gina. Frau Agnete las dem Enkel vor aus dem Alten Testament und der Edda, Frau Gina führt mit ihrem Kinde Gespräche von zartester Sensibilität. Was sie trotzdem mit Frau Agnete verwandt sein läßt, ist die Geradheit ihrer Haltung und die gleiche Auffassung von Frauentum. Auch sie vollendet den Kreis ihres Seins in der Familie. „Mein Leben . . . Du mein Leben!" sagt sie zu Johannes. — Ganz in die Zeitbefangenheit gehört der Hang zur Analyse, der in dem Roman bemerkbar ist. Er ist schon im Anfang von den Karstens erzählt. „Die Kinder pflegten ihr Spielzeug auseinanderzunehmen und grübelnd davor zu sitzen. Die Greise pflegten das Leben der Menschen und vor allem ihr eigenes auseinanderzunehmen. Und beide versuchten, es anders wieder zusammenzusetzen, als es gewesen war. Denn ihre Ideen von den Menschen und Dingen waren anders als die Ideen Gottes oder der Fabriken." Diese Stelle ist für das Erscheinungsjahr 1929 sehr zeitgemäß. — An anderer Stelle heißt es bezeichnend von Johannes: „Er war nicht fertig, sein Leben lief gleichsam immer ein Stück voraus, bevor er es verarbeitet hatte, bevor er im Einklang mit ihm war. Sein Leben und er waren zweierlei Dinge, und er fühlte, daß es nur eins sein dürfe. Sein Leben war ein Zug, und er lief hinterher, die Hand

am Türgriff, er wurde abgeschleudert, griff wieder zu, lief wieder hinterher. Er wollte in seinem Leben sein und fahren, und die Wälder, die am Zuge vorüberflogen, sollten auch an ihm vorüberfliegen.“ Bewußtsein ist als Fülle des Daseins gesehen. Johannes steht „in einer Bewegung, die als Veränderung des Wissens eine Veränderung des Daseins erzwingt, und als Veränderung des Daseins eine Veränderung des wissenden Bewußtseins.“ (Jaspers S. 6) Johannes ist ein moderner Mensch im Sinne der abgelaufenen Epoche, in der man davon absehen konnte, der Welt handelnd zu begegnen, weil man sie bewältigt zu haben glaubte, wenn sie bewußt gemacht war. Wolf handelte sehr wenig bewußt, Andreas schon sehr viel mehr, für Johannes ist die Bewußtmachung bedeutungsvolle Aufgabe. Er steht insoweit in der geistigen Situation, die Jaspers als diejenige unserer Zeit bezeichnet, deren Ablösung durch eine neue Zeit wir aber noch erleben. Die Situationen Wolfs und Andreas' sind schon dieser neuen Zeit zugehörig, reiner noch die Jürgens.

„Jedermann.“ 1930.

Das Kriegsbuch Wiecherts „Jedermann“ mit dem Untertitel „Geschichte eines Namenlosen“ unterscheidet sich in vieler Hinsicht von denen, die vor einiger Zeit in den Schaufenstern der Buchhandlungen und in den Besprechungen der Zeitschriften zum eisernen Bestand gehörten, aber auch von denen, die heute deren Erbe angetreten haben. Schon auf die Technik der tagebuchartigen Aufzeichnung, die diesen beiden durchweg gemeinsam ist, hat Wiechert verzichtet. Sie hätte dem Gehalt seines Buches nicht entsprochen. Wiechert gestaltet vom Kriege wesentlich nur ein zentrales Erlebnis, das in den Titeln seines Werkes genannt ist. Daß das Aufgeben der besonderen Ichheit als ein Jedermann und Namenloser ganz in den Mittelpunkt gestellt ist, ist vielleicht weniger aufschlußreich für das tatsächliche Kriegserlebnis des Dichters als für seine geistige Situation bei Abfassung des Buches; im „Totenwolf“ ist ja derselbe Krieg sehr viel anders geschaut.

Zur Ausführung der Schaffensabsicht sind Tatsachen nur, soweit sie gebraucht werden, herangezogen. Die Mehrzahl der anderen Kriegsbücher hat von diesen Tatsachen fast ausschließlich ihre Existenz; sie sind jeweils unter einer Tendenz erzählt und zusammengestellt, entweder um das unbegreiflich Grauenhafte des Krieges oder um seine heroische Meisterung anschaulich zu machen. Bei Wiechert sind die Bedrückung durch das Grauenhafte, Himmelschreiende und die Erhebung durch den Heroismus erst von zweiter Bedeutung. Einmal begegnet beides ihm im Kriege nicht als etwas Ungewohntes. Sein tragischer In-

stinkt findet in gewöhnlichen Tagen schon Härten und rohe Grausamkeiten, die die Fortuna und Menschen den Menschen zufügen. Oft heißt es von seinen Menschen, daß sie gekreuzigt werden. (Novellen). Auf der anderen Seite ist auch der Heroismus für Wiechert keine neue und besondere Kriegs-Erfahrung. Vielleicht hat der Krieg das Verständnis für ihn wach gemacht, aber in den beiden heroischen Büchern um Wolf und Andreas, die vor dem „Jedermann" geschrieben sind, ersteht das heroische Tatleben der Helden — bei Wolf zum größeren Teil, bei Andreas ganz — nach dem Kriege. Der Kampf gegen Untermenschen und Bürger und das Ringen mit Gott verlangen den ganzen heldischen Einsatz des Lebens und der Person. Zum anderen werden jene oben genannten Dinge vernebensächlicht durch die eindeutige Dominanz der Individualkomplexe.

Die einfache Frage nach Bejahung oder Verneinung des Krieges an das Buch heranzutragen, ist nicht angemessen. Trotzdem kann bei der Lektüre der Eindruck eines hier vertretenen Pazifismus entstehen. Aber da liegt nicht die eigentliche Mission des Buches. Der Eindruck trügt überdies; denn das, was an Unzulänglichem erkannt wird, ist spezifisch auf den großen Weltkrieg bezogen, auf erstarrten preußischen Militarismus zum Beispiel, und zum anderen darauf, daß hier ein D i c h t e r erlebt. Die Bedrängung des Individuums, die aus solchen Momenten heraus als wesentlich erfahren und verabscheut wird, ist aber keine conditio sine qua non des Krieges an sich, und ihre Gestaltung trifft ihn nicht im Prinzip.

Dichter ist die neue, entschuldigende Benennung für Individualist, die Wiechert gefunden hat, und man muß die Vorbehalte gegenüber seinem intellektualistischen Individualismus bewahren, der ihn nicht ganz umfaßt. Im „Iedermann" kommt von seiner antithetisch gespaltenen Persönlichkeit vor allem der Ungebundene, Liberale, in das Sammelbecken moderner Einflüsse Getauchte zum Wort, und die Bindungen seiner Seele an Blut und Heimat und Volk kommen nur selten zum Klingen; gelöst sind sie nicht. Um sie in ihrer dennoch größeren Wirklichkeit zu erkennen, sollte man den „Jedermann" nicht als einziges Buch von Wiechert lesen oder lesen lassen.

„Weißt Du, Korp'ral," sagt Oberüber nach einer Weile, „daß dies alles schwerer ist wie der große Weltkrieg? Sie wissen es beide" (S. 228) Das ist ein kurzer Beleg dafür, daß das, was im „Iedermann" als nicht in der Ordnung empfunden wird, auch abgesehen von der Beengung des Individuums, nicht begründet ist im Kriege als solchem und seinen spezifischen Erscheinungen, sondern in menschlichen Unzulänglichkeiten, die sich auch

bei anderer Gelegenheit zeigen können. Denn menschliche Unzulänglichkeit in nur zufälligem Zusammenhang mit dem Weltkrieg ist das gemeinte Schwere.

Der Held des Buches ist derselbe wie in der „Kleinen Passion". Johannes hat sich als Freiwilliger gemeldet. Gleich beim ersten Antreten ahnt er, was das für ihn Wichtigste am Kriege sein wird. Aufgabe des Individuums verlangt der Dienst zuerst, und gerade das ist Johannes' Wesen direkt entgegengesetzt. Den anderen scheint es nicht schwer zu fallen. „Sie können noch ‚außer sich' sein, das ist das Geheimnis . . . ich aber bin immer ‚in mir', und ich muß lernen, mich zu verlassen, mein Haus abzuschließen und auf eine Reise zu gehen." Ein Zweifaches ist bemerkenswert nach dem oben Gesagten, einmal die bewußte Subjektivität, die persönliche Besonderheit des Erlebens, und zum anderen das Trotzdem-Mitmachen ohne Sträuben, ja ohne den Gedanken daran, in einem selbstverständlichen Pflichtgefühl.

Doch hält Johannes es als seine Aufgabe vor sich selbst fest, „das Gesicht aus der Uniform zu retten." Und immer wieder meldet der sensible und eigensinnige Dichter, der Besondere, der Johannes ist, seine Ansprüche an, überfallen ihn Melancholien. Allerdings sind dann immer andere da, die das gesunde Wort für seine Stimmung finden und sie hinwegnehmen oder ins Unrecht setzen. Diese Gegengewichte zum Dichter Johannes, dessen Anhängsel noch Klaus ist, sind Percy und Heinrich Oberüber. Percy ist der kühle und stolze Aristokrat, als Krieger seit Generationen vorgebildet; er darf vom Vaterland sprechen, ohne daß man Phrase oder Ironie des Vorkriegsdeutschland spürt. Die ruhige Gelassenheit, kalte Sicherheit und die Anspruchslosigkeit seiner Diensterfüllung halten ihn, den Gemeinen, doch immer als Aristokraten kenntlich. Neben ihm sieht Johannes wie mit Minoritätskomplexen belastet aus. — Oberüber, Landstreicher und Factotum, beherrscht die Situation mit Mutterwitz, angeborener Anständigkeit und Weisheit der Landstraße. Er versteht es, zweckloses, unzureichendes Grübeln oder auch Empfindsamkeiten abzustoppen, und ihm wird recht gegeben, im einzelnen wie im ganzen; wenn Johannes bei der Heimkehr sagt, daß er „ohne ihn hier nicht stehen würde," so heißt das nicht, Oberüber habe ihn aus irgendeiner besonders gemeinten gefährlichen Einzelsituation gerettet, sondern ohne sein Zurseitestehen wäre Johannes in Tod oder Wahnsinn hineingelaufen.

Diese vier, Johannes, Klaus, Percy und Oberüber bilden den Kern der „Gruppe", von der wir ausschließlich erfahren. Sie

wird von einer unsichtbaren Hand wahllos in Polen, in Wolhynien, an der Westfront irgendwo hingestellt und tut den aufgegebenen Dienst. Das andere Heer tritt nur als Rahmen nebelhaft in Erscheinung, wenn die Gruppe in der langen grauen Kolonne marschiert oder einen Punkt der weiten Frontlinie bildet. Strategische Erörterungen und Namen der Kampfabschnitte sind nicht als bemerkenswert erzählt. — In dem übrigen Teil der Gruppe tauchen auch bekannte Gesichter nur unter anderem Namen auf. Gollimbek, zu deutsch das „Täubchen', entspricht etwa dem Josef der „Kleinen Passion". Der schon in der „Flucht" zu spürende bissige Humor Wiecherts hat hier sein Objekt. Zwei andere sind unsympathisch ohne jeden Humor, gemein, roh, Drückeberger. Der letzte Gemeine der Gruppe ist Megai, ein Jude. Er ist nicht der einzige in dem Roman. Johannes erzählt gelegentlich von einem anderen, den er in der Universitätsstadt kennen gelernt hat. Die Art, wie im Laufe des Erzählens die Schicksale der beiden Juden eingeflochten und charakterisiert werden, faßt einen Zipfel des Judenproblems, ohne es in seiner Bedeutung ganz aufzurollen. Humanes Mitleid mit den Unglücklichen, „die die Verfolgung seit Jahrtausenden im Blute tragen", hat seine Berechtigung, aber es führt irre, wenn nicht zugleich in einem Kausalzusammenhang die notwendige, irgendwo verschuldete Unausweichbarkeit des harten Schicksals aufgezeigt wird. Es geht nicht an, wenn man in irgendwie allgemeiner Form von Juden spricht, sich als Beispiel auf einen halbverhungerten Studenten zu beschränken, den einzigen Ueberlebenden seiner Familie aus einem Pogrom, und auf einen verschüchterten Geiger. Von dem tatsächlichen bemerkbaren Sein des Volkes, von den mächtigen Juden ist nicht die Rede, nur von dem Leiden eines Teiles. Allerdings ist der Fehler der umgekehrten Einseitigkeit häufiger. Um den Standpunkt einer zulänglichen Objektivität für eine größere Gemeinde zu gewinnen, ist der Beitrag Wiecherts immerhin zu schätzen. — Der Führer der Gruppe, der Unteroffizier Hasenbein, trägt Züge der despotischen Lehrer, wie sie im „Totenwolf" und der „Kleinen Passion" geschildert sind; auch er ist ein „einfacher Gott in einer einfachen Welt". Der gefährliche Name macht ihn besonders stramm: Die Namengebung der Personen ist bei Wiechert überhaupt immer mit Bedacht und Gefühl für ihre Wirkung vorgenommen. Zuweilen ist wie hier der Name direkt kontrastierend, man denke noch an den schüchternen Lehrer Bonekamp. Zumeist aber sagt der Name direkt über seinen Träger aus, ob und wieso er auf der Licht- oder Schattenseite steht, und schon die Namen lassen die Personen verschiedener Werke

als verwandt erkennen. Die Helden der Romane oder ihnen Ebenbürtige tragen sympathische Namen: Peter Holm, Henner, Franziskus, Wolf, Harro, Andreas Nyland, Johannes, Percy Graf Pfeil, Holger Graf Einsiedel, [17]) Karsten, Luther. Eine andere Gruppe sind ihre biederen Freunde, die alle Beinamen haben: der Isegrim, der Afrikaner, der Schwarzbart, der Wassermann. Schon im Namen gewöhnlich sind: Mroček, Kascheike, Zerrgiebel.

Im Laufe des Krieges wird die Gruppe stark gelichtet. Hasenbein fällt, ebenso Megaï. Klaus werden beide Beine abgeschossen. Johannes wird Unteroffizier, obwohl Oberüber viel geeigneter wäre. Offizier kann er nicht werden, trotz Abitur, seines Vaters wegen. Das ist mit viel Hohn erzählt von einer liberalen Warte aus, wie überhaupt die Wahl des Sohnes eines Zuchthäuslers zum Helden den liberalen Standpunkt betont. Percy fällt als Leutnant beim letzten Rückzugsgefecht am Maschinengewehr, und der Krieg schließt mit einer schlichten und großen Tat, die an germanische Freundes- und Mannentreue gemahnt. Johannes und Oberüber bringen ihren toten Leutnant, der diesseits des Rheines begraben sein wollte, auf einem Handwagen in tagelangen Märschen bis über den Rhein und begraben ihn auf einem Berge am Ufer des Stromes.

Es ist nicht ein Problem gestellt im „Jedermann", das man etwa auf die Formel bringen könnte: Individuum und Gemeinschaft. Die richtige Verhaltungsweise steht garnicht zur Diskussion. Es wird nur gezeigt, wie schwer sie gemacht ist. Ganz selbstverständlich und schweigend tritt, da nun Krieg ist, Johannes in das Heer ein. Auch später wird ihm die Richtigkeit dieses Schrittes nicht ernstlich zweifelhaft, und auch in der trübsten Stunde behält das Wort „Deserteur" seinen infamen Gehalt. Nur ist in den Vordergrund gestellt der Anspruch des phänotypischen Individualisten, sein besonderes Gesicht in der Uniform zu wahren, die er ohne Diskussion und Frage anzieht. Dieser Individualismus prägt das Kriegserlebnis, das aus ihm heraus gestaltet wird, allerdings so stark, daß es seine politische Sinnfüllung nicht tötet, aber überschwemmt. Der Individualist erlebt nur das „Kolonnengefühl", nicht wird ihm bewußt die große aktualisierte Gemeinschaft des Volkes. Beim Marschieren in uferlosen Reihen fühlt er sich bedrückt als namenloser Teil einer Masse; nicht so sehr dagegen achtet er sich als Glied in einer Organisation, die aus dem Volke gewachsen ist, um es zu schützen. Diese Sicht eben ist überschwemmt oder eingekapselt, ist nicht vorherrschend im Bewußtsein.

[17]) In der Novelle: Geschichte eines Knaben.

Denn doch ist Johannes Kriegsfreiwilliger, schon am Anfang nicht in stürmischer Begeisterung, sondern in Pflichterfüllung, und er wird es zum zweiten Male, als er alles Grauen des Krieges und auch das Kolonnengefühl und das Namenlossein schon kennt.

Es ist der letzte Tag seines Urlaubs nach einer schweren Verwundung, und Schwester Agnete, die ihn gepflegt hat, will in ihrer blinden Liebe ihn zurückhalten. Er schneidet gleich ab mit der ruhigen Feststellung: „Aber ein Deserteur würde ich sein." Dennoch grübelt er: „Es ist nicht der Tod. Ich weiß, daß es nicht der Tod ist. — . . . Wenn wir unseren eigenen Tod hätten, jeder von uns, einen einzelnen Tod hinter einem einzelnen Schild . . . aber es gibt nur einen Massentod, wie für die Fliegen . . . Wenn ich von hier fortgehe, höre ich auf zu sein. In meiner Mutter Augen bin ich da, ihr Kind, ein Mal und nie wieder auf der Welt. In Agnetens Armen war ich da, ihr Geliebter, so und nicht anders. Aber nun höre ich auf, die Kompanie beginnt, das Bataillon, das Regiment. ‚Kriegsfreiwilliger Karsten vom Urlaub zurück!' Niemand lächelt, nicht einmal der Tod." (Seite 160).

Aber er geht zurück; es ist ganz ausgeschlossen, daß er nicht geht, wenn auch mit aller Toleranz von dieser Möglichkeit gesprochen wird. Frau Gina hat Johannes' Grübeln bemerkt und daß er seine Koffer nicht packt. Sie hat daraus geschlossen, daß er nicht zur Front zurück will, ohne doch daran zu glauben; denn sie zögert eine ganze Nacht, die entsprechende Eintragung in die Familienbibel zu machen. So findet Johannes sie. „Du hast mich verachtet, Mutter?" fragt er an ihren Knien, aber sie lächelt. ‚Kennst du meine Sprache nicht mehr, Johannes? Was für fremde Worte . . . verachten . . . Aber eines, ja eines mußt Du noch wissen, Johannes: es war schwerer, Dich zu empfangen als Dich fortzugeben, Johannes, verstehst Du? Ich will Dich verbergen, wenn Du es willst. Aber einmal würdest Du mir fluchen, Johannes, weil Du sehen würdest, daß Du zu teuer bezahlt hast oder daß ich ein ungerechter Wechsler gewesen bin.' — ‚Es ist alles gut' sagt er —, und der Schild steht wieder da, aufgerichtet bis zu den Sternen, unzerbrechlich und unbefleckt." (Seite 162 f).

Das heißt, der Schild hat immer da gestanden, da er ja unzerbrechlich ist; die Seele, aus Blut und Boden gewachsen, hat ihn aufgerichtet. Sie bestimmt immer die Tat, hier kommt sie ausnahmsweise auch zu Wort, nicht nur in ihren vom aufgeklärten Intellekt beeindruckten Empfindungen. Hier wäre der Ort gewesen, den Roman zu einem politischen zu machen. Das

staatsbürgerliche, das politische Handeln hätte für die Zeit, in der das Buch erschien, einer begründenden Erläuterung bedurft. Heute ist das deutsche Volk, dessen Diener der Dichter ist, von einer Verwirrung befreit, die aber damals noch bestand und durch die gerade selbstverständliche nationale Pflichten in Zweifel gesetzt waren. Die liberalen Aeußerungen Frau Ginas selbst stehen schon unter dem Einfluß dieser Skepsis. Frau Agnete hätte Wolf nie etwas Aehnliches sagen können.

Es gibt eine Novelle von Wiechert „Die Schmerzensreiche“,[18]) in der klar formuliert wird, daß das bedrohte Vaterland über Empfindungen von Einzelmenschen stehen muß. In ein Eheglück von idealer Tiefe tritt dort der Krieg. Frau Irene begreift nicht, daß Günther seinem Ruf ohne Zögern folgt. In die Kriegszeit hinein fällt ihre erste schwere Stunde, von ihr sehnsüchtig erwartet, weil sie hofft, ihren Mann dann für einige Tage dem hungrigen Tode entreißen zu können. Aber als ihre Zeit naht, schreibt Günther, daß er nicht kommen könne. Es ist keine Urlaubssperre, aber sein Frontabschnitt ist um diese Zeit besonders gefährdet, und er fühlt sich verpflichtet zu bleiben. Das Kind wird totgeboren. Günther kommt einige Wochen später zu einem kurzen Urlaub. „Mein Liebster,“ sagte sie, „Du kommst zu spät. Jetzt bin ich tot.“ Da zeigt er ihr am Weihnachtstisch das Geschenk, das er ihr von der Front mitgebracht hat. Es ist eine kleine, kunstlose Holzfigur, die Mutter Gottes darstellend, durch deren Herz ein Schwert geht. „Siehst Du nicht das Schwert ihre Brust durchbohren? Und wer tat es? Christus selbst! Auf daß erfüllet werde die Aufgabe, das Große! Und sie riß es nicht aus dem Herzen. Sie beugte sich unter Gott.“ — „Dann will ich mich von Christus wenden.“ So ist ihre erste Antwort. Aber in der Nacht geht sie an das Grab ihres Kindes, an dem sie die Statuette aufgestellt hat, und dort sieht sie in einer Erscheinung Christus, der das Schwert von neuem in das Herz seiner Mutter stößt; und Maria l ä c h e l t. Da beugt sich auch Frau Irene vor dem Großen, vor der Aufgabe.

So ist Wiecherts Haltung; sie ist auch da in „Jedermann“; aber hier ist sie nicht vordergründig ausgeführt, nicht das Kernstück, sondern Voraussetzung. Daß die peinvolle Empfindung des Aufgebenmüssens der Besonderheit zur Achse des Romans gemacht ist, steht an sich in einem Widerspruch zu dieser Voraussetzung. Aber es ist so, daß man die Bedeutung, die man der Gestaltung jenes Fühlens leicht zumißt, an der Voraussetzung korrigieren muß, nicht etwa umgekehrt.

---

[18]) Novelle in dem Band: Der silberne Wagen.

Im ganzen scheint der alte Widerspruch von Seele und Intellekt hier nicht mehr einer Erklärung zu genügen. Denn die Seele erfaßt den Dienst am Vaterlande als natürliche Pflicht, aber sie ist es auch, die seufzend unter dem Druck der Gleichmachung leidet. Das schaltet jedoch trotzdem nicht den Gegensatz Seele — Intellekt aus. Denn die Individualitätskomplexe, unter denen gewisse sensible Seelenschichten leiden, sind als geistgeboren in der Geschichte chronologisch festzulegen. Nur zwar ist die nordische Eigenständigkeit der meisten Deutschen vom intellektualistischen Individualismus seelisch leicht affiziert. Aber wie auch die unwahrscheinlich schnelle Umstellung des deutschen Volkes in unseren Tagen zeigt, sind andere, tiefer gelagerte Seelenschichten des Norden nie ganz zugeschüttet oder ausradiert. Denn die Umstellung konnte nur so schnell und rückhaltlos erfolgen, weil sie nur ein Sichbesinnen war, für das der Ruf „Deutschland erwache!" in einem tiefen Sinne gemäß ist, ein Sich-besinnen auf immer Vorhandenes.

Auch für die Art dieser Seelenprägungen, ihre religiöse und nationalpolitische Bezogenheit ist das Einschwenken der Deutschen ins Dritte Reich aufschlußreich. Wiechert, dem mit der Erde Ostpreußens verbundenen Dichter, sind Religiosität und Volksverbundenheit immer lebendiger geblieben als einem großen Teil der Deutschen, aber als sensibler Intellektueller war er auch mehr gefährdet als viele. In seinem Werk, das sein Leben begleitet, ist darum auch das Hin und Her häufiger ausgeprägt. Aber es ist auch früher entscheidend überwunden. Die Kraft der Heimat feiert ihren Sieg im „Jürgen Doskocil".

Der Vizekanzler von Papen hat in seiner Rede über den Pazifismus, (gehalten in Münster) unter diesem Thema auch von dem Geburtenrückgang gesprochen. Mit Recht, denn der Verzicht auf das Kind ist auch ein Strecken der Waffen, ein Meiden des Kampfes. So gesehen ist auch in „Jedermann" Pazifismus, wenn auch nicht, wie zumeist, der materielle Kampf ums Dasein gescheut ist. Denn Schwester Agnete ist zum Karstenhof gekommen, ursprünglich nicht um Johannes zurückzuhalten, sondern um ein Kind von ihm zu empfangen. „Ich will ihn an die Füße Gottes binden, damit er nicht stirbt . . . Man kann es nur mit einem Kinde, sonst nicht." Aber Johannes will kein Kind. „. . . es ist mir, als sei es grausam, einem Wanderer, der am Abend einen Hügel erreicht hat, von dort aus einen neuen Hügel zu zeigen." Das ist eine tatsächliche Abweichung von der Haltung des Totenwolfs. Aber Johannes' Haltung wird von seinem Großvater, der hier das entscheidende Wort spricht, ausdrücklich ins Unrecht gesetzt. „Sie (d. i. Frau Gina und Johannes) sind keine

Bauern, kleine Schwester," sagt er einmal. „Sie denken an die Furche, aber nicht an die Frucht. Sie verbrauchen ihre Kraft mit sich selbst. Ich aber bin ein Bauer und denke an das Erbe."

„Sie verbrauchen ihre Kraft mit sich selbst. Ich aber bin ein Bauer und denke an das Erbe." Da ist in kräftiger Kürze das Wesentliche der Wende unserer Tage ausgesagt. Dort individualistische Beengung, hier Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem größeren Zusammenhange. Alles, was mit der Formel „Gemeinnutz vor Eigennutz" allgemein gemeint ist, ist auch in den Worten Dietrich Karstens enthalten. Auch das hat Wiechert gewußt, bevor die nationalsozialistische Ideologie Gemeingut wurde, daß solche Weisheit nicht papieren ist noch sein darf, sondern in dem echten Bauern ihren vorgegebenen Interpreten hat. Deshalb wendet die Regierung ihre besondere Sorge dem Bauern zu. Die Pflege des Bauerntums ist ideell mehr als wirtschaftlich fundiert. Das Bauerntum ist anerkannt und wird auf Erhalt und Gedeih gefördert als Born gesunden, volkverhafteten Menschentums. Bei Gründel hatten wir schon die Natur als menschenbildend gesehen, und Gründel sagt ausdrücklich, daß die junge Generation zur Natur nicht steht wie ein Künstler, sondern wie ein Bauer. Wiechert ist sicher der Natur gegenüber auch der aufgeschlossene Künstler, aber immer ist sie ihm vor allem die Spenderin körperlicher und seelischer Gesundheit. Das ist Grundweisheit seiner Bücher. So spricht der Bauer, der Diener und Freund der Natur, dort, wo Johannes versagt, das Richtige, d. h. was ausgerichtet ist an der natürlichen Ordnung des Seins.

Johannes selbst ist phänotypisch der bindungslose, freie Mensch. Phänotypisch, weil er im Grunde doch unlöslich gebunden ist an das große Gesetz, das das Menschsein auferlegt. Als großes Gesetz ist die Liebe nicht erkannt, weil sie überhaupt nicht mehr in dem Zusammenhang der biologischen Verpflichtung der Arterhaltung geschaut ist. Daß die verpflichtende Volksgemeinschaft immerhin bewußter geblieben ist, (auch im ganzen Volke) mag daran liegen, daß das Vorkriegsreich denn doch an dieser Stelle liberalistischer Zersetzung eine Grenze zu setzen suchte, was auch in der Erziehung, an der Wiechert noch teilhatte, sich auswirkte. Die endgültige Auflösung zum Internationalismus war offiziell erst in der Nachkriegszeit möglich. —

Auch Johannes in der Reife ist nur möglich, wenn er irgendwo entschieden sich auf seine Wurzeln besinnt. Tatsächlich schließt Johannes' Geschichte etwa mit seinem 25. Lebensjahre ab. Die Fortsetzung ist der „Jürgen Doskocil", der reine Heros,

verhaftet in unbezweifelbaren religiösen Bindungen und Bindungen an die Gemeinschaft.

„Die Magd des Jürgen Doskocil“. 1932.

„Die scheinen mir das Leben zu erkennen, die es meistern“, sagt Spengler in der Einleitung zu seinem großen Werk. Wenn Dichtung auf der Fährte des Lebens ist und großes Werk Gestaltung erkannter oder im Geschaffenwerden sich enthüllender Wirklichkeit, dann ist „Die Magd des Jürgen Doskocil“ der erste g r o ß e Roman Wiecherts. In ihm ist zum ersten Male Meisterung des Lebens gestaltet. Peter Holm erschoß sich, Henner rettete sein Heiligtum nur, indem er es verbrannte, Harro ging mit 35 Jahren einen Weg ohne Zukunft, Wolf und Andreas zerbrachen mit ihren erhabenen Zielsetzungen, da ihnen das Können fehlte. Jürgens Aufgabe der Daseinserfüllung ist weniger großartig konzipiert, doch eben groß; vor allem, sie wird gelöst. Das Tun und Nicht-Tun des Fährmanns ist von unbezweifelter Richtigkeit und stößt nie gegen irgendein Ordnungsprinzip.

Die Imperative des Handelns sind deshalb so gewiß, weil sie nicht mit Vernunft erschlossen sind, sondern ausgehen von einer Seele, die noch im Zusammenhang der „großen Ordnung“ darinsteht, nicht „verschüttet“ ist, und weil Jürgen das oberste Gebot der Caritas lebendig erfüllt. Er ist ein Diener der Erde und wahrer Knecht Gottes. Dieses doppelte demütige Dienen gehört eins zum anderen; indes ist es nicht mehr so, daß Gott und Erde pantheistisch ineinander verschmelzen, sondern Pflügen und Säen ist Werk im Sinne des transzendenten Gottes, an den sich kein Grübeln wagt. Es gibt ein Verschmolzensein des Menschen mit der Erde, daß er zu ihr gehört wie ein Tier oder eine Pflanze, ohne durch die eigene Bewußtseinswelt distanziert zu sein. Das Bewußtsein ist von einzelmenschlicher Kleinheit umschlossen und gefährdet; Wiechert hat aus ihm erwachsene, liberalistische Irrungen bis zur Sichtbarwerdung ihrer Unrichtigkeit in einer Kette von Romanen gestaltet. In diesem Romane nun lebt der Held im Zusammenhang des Makrokosmos, dessen Ordnung den Unverschütteten, Unbewußten sich mitteilt. Das ist von dem Determinismus der „Kleinen Passion“ geblieben, daß die Natur durch das Unterbewußte, das Primitive der Seele die richtigen Weisungen gibt; aber die Weisungen sind nicht mehr relativistisch variabel, der Natur ist ihre nicht ernstlich leugbare, eindeutige Ordnung belassen. Die Relativierung ist auch nicht auf die Wertung der personalen Entscheidung übertragen. Man kann für oder wider das Gesetz, den Ursprung der Weisung handeln und handelt entweder gut oder böse.

Das Gesetz der natürlichen Ordnung steht dabei über dem Gesetze Gottes, weil hier die größere Lebendigkeit die größere Richtigkeit bedeutet. Wenn Jürgen ein Stück Land gerodet hat und Hafer gesät und verhetzte Bauern schneiden die grünen Halme ab, so durchbrechen Diebstahl und Kränkung das oberste Gesetz Gottes, das das Zusammensein der Menschen angeht. Aber Jürgen ist der Natur näher als den Menschen, sie ist die höhere Gemeinschaft alles Kreatürlichen. Deshalb ist für ihn etwas anderes bei der Sachlage bedeutend. „ . . . daß es nicht der Diebstahl war, noch der Verlust einer Ernte, sondern daß sie gemäht hatten, bevor es Zeit war. . . . Daß sie nicht gestohlen, sondern gemordet hatten" (S. 163).

Für Wiecherts Gottanschauung, wie sie bisher in den Romanen sich zeigte, ist die Sünde wider die Natur als solche eine Sünde wider Gott. Aber der pantheistisch berührte Naturmythos ist in dem vorliegenden Buche überwunden. Dafür ist zwar äußerlich eine fast deistische Gottarmut in ihm, und wesentlich agieren nur der Mensch und die brüderliche (nicht mehr auch göttliche) Natur; aber immerhin ist der anmutende Deismus nicht wirklich vertreten, und der Gott der Christen steht im Nebel des Buches.

Vertreten ist überhaupt kein bestimmter Glaube, der sich mit Begriffen oder Namen einfangen ließe, und wenn man mit Begriffen oder Namen an das in Wiecherts Büchern vorgefundene Gotterlebnis herantritt, so tut man schon Gewalt an. Das tut man zwar immer, wenn man über Lebendiges etwas aussagt, aber hier ist auch die Annäherungsmöglichkeit sehr gering. Begriffsbildungen, die man aus den Werken herausholen könnte, stehen als solche sogar widersprechend zueinander. Im „Wald" z. B. ist der „grüne Gott", zu dem der in der Einleitung zitierte Katechismus gehört, achristlich, und doch ist das Werk durchsetzt mit Bibelsprüchen und steht darin das fast christliche Paar Elsabe und Peter Lenze. Die Widersprüche sind in der betreffenden Analyse herausgestellt, aber wir wollen hier das granum salis dazutun mit der Feststellung, daß ja Henner und Peter und Elsabe „eigentlich" doch vor demselben Gott stehen. Denn es ist offensichtlich absurd, einen Polytheismus herauszuanalysieren. Wenn auch sogar zugegeben werden muß, daß Wiechert in der Schaffung seines Kosmos auf einer Stufe steht, die den Götterzeitaltern der Menschen entspricht, so ist in ihm doch zugleich das abendländische Anderswissen nun einmal da, und nur seine Gestaltungskraft ist noch zurück und vermag nicht die Mannigfaltigkeit der Offenbarung aus einem Prinzip zu erstellen.

Nach Durchlaufung der (H-Stil-verwandten) rationalistischen Reaktion ist er im vorliegenden Doskocil-Roman klarer. In ihm betet nicht mehr jeder zu s e i n e m Gott, sondern wenn der Mormonenprediger Mac Lean um Verfluchung von Martes Leibesfrucht betet, so betet er eben zum Teufel.

Noch ist da ein Rest der Mächtigkeit der Symbole, die besonders im Nyland sichtbar wurde. Jürgen biegt einmal in der Erregung ein Kruzifix so zusammen, daß in dem Korpus Risse entstehen, und der Ruf der feindlichen Rotte „Gottesmörder!" lähmt ihn und macht ihn unruhig, wenn auch nicht in den leidenschaftlichen Ausmaßen Nylands, und er muß erst das Bild wieder richtig machen. Doch ist hier nicht etwa die Rede von einer Heilung Gottes, wie sie dem expressionistischen Roman entsprochen hätte. Es wird nur gesagt, daß alle Bilder lebendig waren „in seiner kindlichen Phantasie", und schlicht macht er den Schaden wieder gut.

Der große Abstand von den Büchern der Sturm- und Drangzeit Wiecherts, zu denen man den Doskocil-Roman am ehesten in Beziehung sieht, wird besonders anschaulich an der im ganzen anderen Anlage des Buches. Sie erlaubt dem Dichter Distanz zu seinem Werk, oder das Wollen der Distanzhaltung hat zu dieser Anlage geführt. Vielleicht ist darin bei der trotzdem bewahrten Verwandschaft zum G-Stil etwas von Christiansens M-Stil zu erblicken, so zwar, daß die in zügellosem Elan sich überstürzenden und zersprengenden Strebungen des Jugendstils nach der Schulung des Geistes durch die H-Stil-Reaktion objektiviert, geläutert sich wieder finden.

Bis zum Jürgen Doskocil tragen die Werke Wiecherts alle einen ausgeprägten autobiographischen Zug. Schon das immer wiederkehrende äußere Motiv des Försters und des Hauses im Walde weist darauf hin und daß die Helden sämtlich junge Menschen sind von künstlerischer Sensibilität, „leidgezeichnet", alle Söhne der Wälder und unfroh der steinernen Städte und der dürren abendländischen Bildung, über die sie dennoch verfügen (außer dem Totenwolf). Alle sind wesentlich von der Erziehung durch eine Frau bestimmt. Diese Momente, die sich vermehren ließen, zeigen an, wie sehr der Dichter mitsamt seinem Werk in dem Umkreis seines Personschicksals verfangen war. Das grenzenverlierende Hingerissensein der G-Stil-typischen Bücher steht dazu in einem Verhältnis „wechselseitiger Erhellung".

In Jürgen wird zum ersten Male ein Held vorgefunden, der mit dem Verfasser nicht zu verwechseln ist. Er hat in den vor-

hergehenden Romanen verwandte Typen wie den Isegrim, den Schwarzbart oder den Wassermann. Er ist Fährmann und Fischer und Bauer an einem großen Strom in der masurischen Landschaft. Sie ist namentlich zwar nie genannt, aber sie wird zum Greifen deutlich, wenn auch Raum und Zeit oft wie in einer Legende sich verflüchtigen.

Primitivität und Güte und Bindung sind die bezeichnenden Merkmale Jürgens; ihre Darstellung ist die Predigt dieses Buches. Primitive Dämonenabwehr ist es, wenn er seiner Frau, die drei Monate nach dem Alter ein fremdes Kind geboren und ihm selbst in der Ehe keines geschenkt hat, die aber mit dem boshaften Vorwurf stirbt, er habe ihr nie aus der Stadt einen Ring oder ein buntes Tuch mitgebracht, in das Grab Tuch und Ring nachgibt. Primitiv ist es, wenn er auf seinem Acker eine Garbe für die Unterirdischen lassen will. Die Volkskunde hat uns mit diesen Dingen vertraut gemacht. Sie sind noch nicht der bedeutende Gehalt, sondern Symptome. Was sie anzeigen, ist das Gefühl der Zugehörigkeit zum Kosmos, des Hineingestelltseins in den allgemeinen Fluß des Lebens, der geheimnisvoll und magisch die ganze Schöpfung durchwaltet. Diese Primitivität körpert die magisch erscheinenden Naturgewalten zu Dämonen. Der christliche Glaube ist auf dieser Stufe nicht bewußt genug, um zu widersprechen. Lebendiger als er sind die unerklärten Erscheinungen. Das zweite Gesicht gehört hierher, mit dem auch Jürgen begabt ist.

Auf einer höheren intellektuellen Stufe führt die Naturverbundenheit zu Anschauungen, die wir mit Pantheismus benennen. Wiechert hat diese geistige Stufe überwunden und ist zur lebendigen, christlich überformten Ursprünglichkeit zurückgekehrt.

Die gesunde Primitivität als Predigt ist in dem Buch selbst insofern nicht besonders deutlich gemacht, als das kontrastierende Gegenstück, die steinerne Stadt und die dürre Zivilisation, nicht eigens gestaltet ist. Das Buch ist positiv und auch derart wie eine Legende, wenn es einen guten Menschen, den „getreuen Fährmann", als ein Vorbild darstellt. Der Widersacher Mac Lean ist auch legendarischen Formats; er ist „der Teufel", und als Bote der „Goldenen Stadt" kann er als Vertreter des steinernen Zeitalters gemeint sein.

Mac Lean ist Mormonenprediger und hat eine Gemeinde gesammelt in dem „Grünen Dorf" diesseits des Flusses. Jenseits liegt im Moor das feindliche „Schwarze Dorf". Mac Leans dämonische Erscheinung, seine Predigten und Versprechungen von

der goldenen Stadt Salt Lake City, zu der er seine Gemeinde hinführen will, machen ihm das ganze Grüne Dorf hörig. Die Mädchen kommen zu ihm beichten und müssen ihm zu Willen sein. Nur eines ist vor ihm bewahrt, Marte, die Magd Jürgens. Sie ist schon in ihrer Heimat zum Mormonentum erweckt. Das Schicksal hat sie nach Jürgens Fährhaus verschlagen, und sie nimmt bei ihm Dienste bis zur großen Reise. Die Fabel des Romans ist nun der Kampf Mac Leans um diese Braut, die ihm entgeht. Er macht die Bauern gegen Jürgen rebellisch und sucht selbst, Marte einzuschüchtern. Die Bauern ruinieren Jürgens Werkzeug, schneiden seinen jungen Hafer und stürmen schließlich das Haus des „Hexers", der ihnen Vieh und Ernte verdirbt, wie der Prediger behauptet, des „Gottesmörders", der das Kruzifix fast zerbrochen hat. Aber Jürgen, der Bär, der das schwere Boot allein auf seine Schultern zu heben vermag, schlägt mit seinem Ruder das ganze Dorf zurück, unnötig, daß Martes Hund und Mathias Südekum, der landfremde, rauflustige Schneider, ein Subjekt köstlicher Humorigkeit, ihm schließlich zu Hilfe kommen.

Den Kampf mit Mac Lean selbst ficht Marte allein aus. Sie ist in die christliche Kirche zurückgekehrt und hat Jürgen geheiratet. Als Mac Lean ihre Kinder verflucht, hofft sie, den Fluch durch Beten abzuwenden. Da fällt sie bei einer Ueberschwemmung von einer Leiter ins Wasser, als sie die Bibel retten will, und ihr erstes Kind wird totgeboren. Also ist sein Fluch stärker als ihr Gebet, und sie will ihn bewegen, den Fluch zurückzunehmen. Als er nach ihrer Hingabe, zu der sie um ihrer Kinder willen sich entschließt, sein gegebenes Versprechen nicht hält, sondern sie in seiner Gewalt behalten will, tötet sie ihn. Sie erwartet die Todesstrafe und will nur, daß man ihr Zeit lasse, Jürgen ein Kind zu gebären. Aber das Gericht urteilt mit aller möglichen Milde. Ein Gnadengesuch, das ihr auch die Gefängnisstrafe nehmen soll, lehnt sie ab, da ihre Tat besteht und sie büßen will.

Jürgen trägt sie auf seinen Armen in ihre Zelle und geht dann an den Strom zurück, um zu warten. Das Schlußbild soll hier ganz stehen, weil es den gesamten Roman anschaulich macht.

„Er hat den Gurt noch immer um die Schultern und eine Hand auf dem Griff des Pfluges. Er sieht in das Abendrot, aber nur der rote Schein ist in seinen Augen, nicht seine Bedeutung. Er fühlt an der Luft und an dem großen Schweigen, daß er allein ist, aber er fühlt auch die frische Erde an seinen bloßen Füßen. Und daß ihre Kühle in ihm emporsteigt wie in einem

Baum. Er steht ganz still, als ob er wachsen wolle, und er spürt, daß es immer weiter steigt, immer höher, ein starker und demütiger Saft, der zu seinem Herzen will.

Und er sieht ein Feld mit grünen Halmen, die gelb werden und sich unter Aehren neigen. Und er sieht ein Kind, das unter diesen Halmen liegt und schläft, indes ein Mann und eine Frau das Korn schneiden und binden und die Garben aufstellen.

So steht er, bis der dünne Nebel über der frischen Erde immer höher steigt und ihn immer dichter einhüllt. Und zuletzt ist er wie ein Baum, der die Feuchtigkeit der Nächte lautlos trinkt."

Alles was in dem Roman bedeutungsvoll ist, wird in diesem Bilde mitgezeichnet: der Mensch in den Ablauf der natürlichen Ordnung als Werkzeug hineingestellt und zugleich mit der Natur sympathetisch verwoben. Es ist in den vorangehenden Analysen immer vorverwiesen auf den „Jürgen" als auf etwas Vollendetes gegenüber dem Unfertigen der dort bearbeiteten Romane. Das Bild von Mann und Frau und Kind und Ernte veranschaulicht diese Vollendung als die Formung einfacher, schlichter Ganzheit der Lebenserfüllung.

Die Naturverbundenheit scheint noch wesentlich transzendentale Bezogenheit zu ersetzen, obwohl in der Haupthandlung ein religiöser Konflikt wichtig war. Es muß schon so vorsichtig formuliert werden, weil gegenüber dem ahnenden Begreifen und verfließenden Gestalten dieser Dinge feste Bildungen unzureichend sein müssen. So sehr eigentümlich ist die jetzt ohne Unruhe im Dunkeln gehaltene Gottesvorstellung (vg. die Einleitung) nicht, nicht einmal neuartig. Von verwandter Liberalität — das ist ja nun doch noch darin lebendig — ist Goethe, wenn er an Jacobi schreibt: „als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher und eins so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür schon gesorgt." (6. 1. 1813)

Diese in ihrem Hauptteil abgeschlossene Arbeit hat nur bescheidene Prätension. Vor allem tritt sie nicht mit dem Anspruch auf, eine Monographie zu sein. Dagegen spricht schon, daß ganze Werke Wiecherts nicht behandelt sind; nämlich zwei Novellenbände und das „Spiel vom deutschen Bettelmann", d. i. das Spiel vom deutschen Hiob, der in seinem Ueberflusse stolz und prahlend war, in Krieg und Elend geriet und eingekerkert wurde von dem „Herrn der Welt", um dessen Sohn aber ein starkes Hoffen ist, wenn ihm auch nicht an der Wiege das alte Lied des Uebermuts gesungen wird, sondern ein neues Lied von der Armut. Auch nicht in die Bearbeitung einbezogen ist das vielverstreute, feuilletonistische Schaffen Wiecherts, das auch immer sein besonderes Gepräge hat. Hier ist nur durch das Romanwerk Wiecherts ein Weg gebahnt, dessen ungefähre Richtung aktuelles Interesse bestimmt, wie der Literaturnachweis schon erkennen läßt. Was zu beiden Seiten des Weges an Früchten sich bot, ist mitgenommen, soweit es angängig war.

Eine Bestandsaufnahme des ganzen Werkes des Dichters hätte eine andere Anlage und größeren Umfang dieser Arbeit vorausgesetzt. Es hätte gesagt werden müssen, welche bedeutende Stelle z. B. ein rotes Samtkleid in einem Erlebnisablauf haben kann. Es hätte die ganze formale Bewältigung des Erlebten und Erfahrenen, die in den Analysen gestreift wurde (Gebärde) und hier nur behauptet wird, herausgearbeitet werden müssen. Denn die erreichte formale Bewältigung macht schließlich den literarischen Wert der Romane zum wesentlichen Teile aus. Uns aber ging an die Bewältigung des Lebens, die in ihnen jeweils versucht ist. Deshalb, weil diese verschiedenen Versuche wahrhaftig zeitgenössisch sind.[19]) Das Werk Wiecherts ist angetan, uns, den in den Anfängen einer neuen Zeit Steckenden, Vertrauen auf diese neue Zeit zu geben. Denn wo Irrungen gestaltend deutlich gemacht sind, ist auch erkennbar, daß sie sich herleiten aus krankhaften Ausläuften der vergangenen Epoche des rational-individualistischen Liberalismus, aus der bürgerlichen Aera. Der neuen Zeit verwandt aber ist,

[19]) „Wahrhaftig" im Gegensatz zu jenen Zeitgenossen, die die Zeit fälschlich mit der Problematik ihrer Literatenunruhe belasten wollten.

was als gesund und lebenskräftig aus Wiecherts Werk entgegentrat. Aus der Hegemonie der Seele ersteht lebensvolles Naturgefühl, Bindung an Blut und Boden, Heimat und Volk, aus ihr wachsen die Ideale der Gemeinschaft, blüht Heroismus.

Die Elemente der jungen Zeit beherrschen nicht eindeutig die behandelten Romane, aber sie ließen sich als im Grunde dominierend herausinterpretieren. Auf den einen Nenner einer besonderen Naturbezogenheit läßt sich die ganze Sonderung der Helden Wiecherts bringen; alles andere wird dem zugegeben. Diese Sonderung war lange individualistisch geprägt, war verwandt dem Gegensatz des Besonderen zum Gemeinen bei Thomas Mann. (S. Naumann). Im „Jürgen" ist diese Besonderheit als Absonderung überwunden, in ihm ist keine gemeine Welt als die größere, „gewöhnliche" gegenübergestellt. (Der „Teufel" Mac Lean ist ein Sonderfall, ungewöhnlich.) Als Gatte und Vater und als Bauer, der selbst den Pflug zieht, und als ein Fährmann, eine Brücke zwischen zwei Ufern, der getreu seine Pflicht tut, so getreu, daß er im Schlafe spürt, wenn ein Wanderer sich der Fähre nähert, steht er willig und bereit in einer sich ihm unbezweifelbar darbietenden Ordnung, deren er selbst ein Teil ist.

Uns als Mitträgern der jungen Zeit muß das Werk Wiecherts auch beachtlich sein wegen der Sichtbarwerdung von Dingen, die man als der neuen Zeit gefährlich ansehen kann. Das neue Naturgefühl hat eine große Affinität zum Pantheismus und ist ebenso der Boden, auf dem Fatalismus gedeiht. In der „Kleinen Passion" hatten wir fatalistischen Determinismus entstehen sehen als Fortführung der Relativierung des Sittengesetzes. Aber er ist sicher weitgehend mitbedingt durch die auch dort nicht aufgegebene naturbestimmte Haltung.

Die Liberalität genannte Freizügigkeit in der Gottvorstellung wird von vielen als wesenhaft deutsche Geistesfreiheit, religiöse Autonomie interpretiert werden. In ihr Gefahr zu sehen, setzt ein besonderes religiös-weltanschauliches Gebundensein voraus. —

Es ist inzwischen ein neuer Roman von Wiechert erschienen: „Die Majorin". (Westermanns Monatshefte Dezember bis Febr. 1933/34). Er konnte in dieser Arbeit noch nicht mitbehandelt werden, und es besteht keine Veranlassung, ihn nachträglich einzubeziehen. Wenn über das Werk eines Lebenden geschrieben wird, muß immer irgendwo in das lebendige Schaffen hinein ein Abschnitt gesetzt werden. Nach dem „Jürgen" scheint der Abschnitt zudem motiviert, er ist vielleicht der „Cid" Wie-

cherts. „Die Majorin“ ist mehr Abwandlung als Neuschöpfung. Dabei ist gegenüber der allgemein menschlichen Weite des Doskocil-Romans dieser neue Roman verengt, spezialisiert auf einen — wenn auch typischen — Sonderfall. Er erzählt die Wiedergewinnung der Heimat durch einen „Sohn der Verlorenheit“, der wiederkehrt aus Krieg, Gefangenschaft und Fremdenlegion; d. h. eigentlich wird er der Heimat wiedergewonnen, und das Verdienst darum hat die Majorin. Diese Frauengestalt ist die Neuschöpfung des Werkes, ihre bestimmenden Züge sind hohes und herbes Frauentum, Gesinnungsfreiheit und preußische Pflichtenstrenge. Beide letzten Romane Wiecherts sind nach Frauen betitelt, in diesem letzten steht auch im Werk selbst die Frau neben dem Heimkehrer ganz im Vordergrund.

Ernst Wiechert, geb. 1887: „Die Flucht". Roman. Pseud. Ernst Barany Bjell. Berlin (Concordia) 1916.
„Der Wald". Roman. Berlin (G. Grote) 1922.
„Der Totenwolf". Roman. Regensburg (Habbel und Naumann), jetzt G. Grote. 1924.
„Die blauen Schwingen". Roman. Regensburg, Leipzig (Der Aufmarsch), jetzt G. Grote. 1925.
„Der Knecht Gottes Andreas Nyland". Roman. Berlin (G. Grote). 1926.
„Der silberne Wagen". Novellen. Berlin (G. Grote) 1928.
„Die Kleine Passion". Roman. Berlin (G. Grote). 1929.
„Die Flöte des Pan". Novellen. Berlin (G. Grote) 1930.
„Jedermann". Geschichte eines Namenlosen. München (G. Müller). 1932.
„Die Magd des Jürgen Doskocil". Roman. München (Langen — G. Müller). 1933. (21.—25. Tsd.).
„Das Spiel vom deutschen Bettelmann". München (Langen—Müller). 1933.
„Die Majorin". Roman. Westermanns Monatshefte 1933/34.

Broder Christiansen: Das Gesicht unserer Zeit. Buchenbach i. B. (Felsen-Verlag). 1930. 6.—8. Tsd.

L. F. Clauss: Die nordische Seele.

Adolf Frisé: Ernst Wiechert (Neue Rundschau Juli 1933).

Hans Grimm: Der Schriftsteller und die Zeit. München (Müller) 1930.

E. G. Gründel: Die Sendung der jungen Generation. München (C. H. Beck). 1932.

R. Hamann: Aesthetik. 2. Auflage. Leipzig und Berlin (Teubner) 1919.

Adolf Hitler: Mein Kampf. 5. Auflage. München (Frz. Eher, Nachf.). 1930.

Jaspers: Die geistige Situation unserer Zeit. Göschen 1000.

Ernst Krieck: Nationalpolitische Erziehung. 3. Auflage. Leipzig (Armanen-Verlag). 1932.

Walther Linden: Aufgaben einer nationalen Literaturwissenschaft. München (C. H. Beck). 1933.

Werner Mahrholz: Deutsche Literatur der Gegenwart. Berlin (Sieben-Stäbe-Verlag). 1930.

Hans Naumann. Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Stuttgart (J. B. Metzler). 1930.
Grundzüge der deutschen Volkskunde. Leipzig (Quelle & Meyer). 1929.

Martin Rockenbach: Ueber Ernst Wiechert. (Die Literatur 1926/27.)

Oskar Walzel: Vom Geistesleben alter und neuer Zeit. Leipzig (Insel) 1929.

Hans Weil: Die Entstehung des deutschen Bildungsprinzips. Bonn (F. Cohen) 1930.

Diejenigen Bücher, die einen besonderen Eingang in die Arbeit gefunden haben, sind in der Einleitung eigens behandelt. Sonst habe ich mich an den Satz Clausewitzens gehalten: Wer sich in einem Gebiete wie der Poli-

tik bewegen will, darf von den Büchern durchaus nichts mitbringen als die Bildung seines Geistes. — Daher muß ich als Anreger und Förderer meines Arbeitens mehr noch als Bücher das auf der Hochschule allgemein und besonders in den Vorlesungen und Seminaren von Prof. Günther Müller Erfahrene mit Dank nennen, auch soweit es keine stofflichen Beziehungen zum Thema hat.

Weiter spreche ich an dieser Stelle meinen Dank der Verwaltung der Stadtbücherei Bochum aus, durch deren Entgegenkommen mein Arbeiten bedeutend erleichtert wurde.

Lebenslauf.

Ich wurde geboren am 23. September 1911 in Langendreer als Sohn des Kaufmanns Johannes Cramer und seiner Ehefrau Franziska geb. Wiesmann. Ich bin katholischer Konfession.

Nach fünfjährigem Besuch der Volksschule wurde ich zu Ostern 1922 in die Quarta des Realgymnasiums Langendreer aufgenommen und verliess diese Anstalt zu Ostern 1929 mit dem Reifezeugnis. Anschliessend studierte ich in Freiburg i. B., Besançon (Frankreich) und Münster Germanistik, Romanistik, Philosophie und Anglistik.